

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Im Wald und am Gestade.

Skizzen und Bilder

von

Ernst Willkomm.

Dessau.

Druck und Verlag von Gebrüder Katz.

Inhalt.

I.

Der Zeidler.

Ein Haidebild.

In den sogenannten „Haiden“, jenen unermeßlichen sand- und moorreichen Urwäldern der Lausitz ist die Bienenzucht ein Hauptnahrungszweig für Tausende ihrer Bewohner. Man betreibt sie wie eine Kunst nach eigenthümlichen, auf uralter Tradition beruhenden Gesetzen. Diejenigen, welche sich ausschließlich oder doch vorzugsweise damit beschäftigen, führen den Namen „Zeidler“, und die Ueberlieferungen, nach denen diese Männer ihr Geschäft treiben, die ihnen zur Richtschnur ihrer Handlungen dienen, heißen „Zeidlergesetze“.

Die Bienenzucht in den Haiden gleicht der im übrigen Lande üblichen nur wenig. Sie hat etwas Ursprüngliches, der Kultur Entfremdetes, wie die ganze Gegend, in der sie heimisch ist. Nicht in Körben oder Stöcken nisten die fleißigen Thiere, sondern in hohlen Stämmen uralter Föh-



ren, um deren rauschende Kronen oft Millionen Bienen im goldenen Abendschein schwärmen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß in hohen, schlanken Stämmen zwei, drei, ja vier abgesonderte Schwärme stockwerkartig über einander siedeln. Die Biene ist ein überaus geselliges Thier. Das Zusammenleben im Schwarme, zu dem sie gehört, genügt, wo man sie völlig frei gewähren läßt, ihrem Gesellschaftstriebe noch nicht; sie liebt die Nähe vieler Schwärme, ohne deshalb ihre fest geschlossene Gemeinschaft zu verlassen. Je mehr es summt und brummt, je zahlloser das Schwärmen der fleißigen Sammlerinnen ist, desto behaglicher scheint sie sich zu fühlen. Diesen so ausgebildeten Gesellschaftstrieb der Bienen unterstützen die Haiden. Man sieht oft im verworrensten Dickicht der dunklen Waldung eine Menge hoher Föhren von unten bis zum Wipfel hinauf von Bienenschwärmen bewohnt, denen zu nahen für Unerfahrne gefährlich sein möchte. Selbst der Zeidler besucht solche „Hecke" nur in früher oder später Dämmerungsstunde, wenn das belebende Sonnenlicht nicht mehr brütend auf den wimmelnden Bauen ruht.

Jeder Zeidler besitzt ein bestimmt abgegrenztes Waldrevier, wo er seine „Beuten" stellen und

nach Belieben vermehren kann. Ein Zeidler von hundert Beuten gehört zu den mäßigen Bienenpflegern. Zu Anlegung neuer Beuten ist eben sowohl Glück als Geschick erforderlich. Weder das bloße Schwärmen noch das Leerstehen nah gelegener Beuten genügt dazu. Die Bienen sind eigensinnig, außerordentlich wählerisch und nichts weniger als anhänglich an ihren Herrn. Um nun zur Zeit, wo sie zu schwärmen pflegen, die neu sich bildenden Schwärme nicht zu verlieren, gebraucht der Zeidler eine Lockspeise, die er Bienenschminke nennt. Mit dieser aus einer Menge duftiger Kräuter unter mancherlei Heimlichkeiten und vielem Hokuspokus bereiteten Salbe bestreicht er alle leerstehenden Beuten, bereitet wohl auch neue damit vor und erlaubt sich, wenn es irgend möglich ist und er auf viele neue Schwärme rechnen kann, wohl auch auf benachbarten Revieren den süßen Köder nutzbar anzuwenden. Dies Letztere muß jedoch mit großer Vorsicht und Heimlichkeit geschehen, weil es verboten ist. Verläßt nun der neue Schwarm sein bisheriges Haus, so ziehen dem Kern des Heeres, das in den wunderlichsten Schwingungen durch die Waldwipfel saust, und oft Stundenlang bald hoch in den Lüften schwebt,

bald tief an der Erde über die süßduftenden Blumenkelche hinstreicht, einzelne Herolde nach allen Gegenden der Windrose voraus. Sie fliegen vor- und rückwärts, begegnen sich häufig, fliegen eine Strecke zusammen, als ob sie Rath mit einander hielten, und setzen dann einzeln ihre Untersuchungsreise wieder fort. Dies sind die „Spurbienen," denen es obliegt, den besten Platz für den Schwarm auszusuchen. So klug nun auch die intelligente Biene ist, die Schminke verführt sie doch meistentheils, und der schlaue Zeidler sieht jubelnd die Verlockten in die bestrichenen Beuten fallen.

Geht ein Schwarm außerhalb des abgegrenzten Gebietes seines ursprünglichen Besitzers nieder, so gehört er nach dem Zeidlergesetz dem Herrn dieses Gebietes. In dem Falle jedoch, daß der Stamm, auf den er sich niedergelassen, nur so weit entfernt ist von der Grenze seines Besitzers, daß er mittelst eines Axtwurfes möglicherweise erreicht werden kann, so hat der frühere Besitzer das Recht, ihn durch ein Kunststück wieder einzufangen. Der Zeidler muß nämlich die Zeidleraxt, ein kleines Beil, dessen er sich bei Oeffnung der Beuten und beim Ausschneiden des Honigs bedient, in die rechte Hand nehmen, sich mit dem Rücken gegen

den Stamm kehren, wo der Schwarm ansitzt und so auf der Grenze seines Revieres stehend die Axt rücklings unter dem linken Arm nach dem Baume schleudern. Trifft die Axt den Baum, so fällt der Schwarm dem werfenden Zeidler wieder anheim, verfehlt sie den Stamm, so verliert der Zeidler die Bienen und muß noch Strafe obendrein zahlen.

Kinder der Haide hängen mit eben so großer Vorliebe an ihren heimischen Waldungen wie Bergbewohner an ihren wilden Schluchten und rauhen Gebirgen. Umzüge aus dem Oberlande in die Haide und umgekehrt gehören daher zu den größten Seltenheiten. Kommen sie ausnahmsweise dennoch vor, so befinden sich solche Ansiedler in der neu gewählten Heimath selten wohl, sei es, daß ihnen Land und Umgebungen nicht gefallen, sei es, daß es ihnen schwer, ja unmöglich wird, sich an die ihnen fremden Sitten und Gebräuche zu gewöhnen. —

Zu Anfange dieses Jahrhunderts ward durch das Aussterben einer alten Bauernfamilie in einem der größten Gebirgsdörfer ein sehr einträgliches, in bestem Stande erhaltenes Gut öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Der Preis war hoch, im Verhältniß zu den gewöhnlich üblichen Kaufpreisen solcher Bauerngüter zu hoch, was alle Kauflustige

zurückschreckte. Endlich fand sich ein Fremdling ein, um das Gut zu besichtigen. Haus, Hof und Ländereien hatten seinen Beifall, und ohne lange zu feilschen, erlegte er den Kaufschilling von Heller zu Pfennig.

Schon dies mußte unter den übrigen Dorfbewohnern Aufsehen erregen, da es nicht Sitte ist, die ganze Kaufsumme sofort zu bezahlen. Der Bauer thut dies niemals, auch wenn er die Mittel dazu besitzt, um nicht für gar zu wohlhabend gehalten zu werden und dadurch allerlei Uebelständen ausgesetzt zu sein. Die Verwunderung der Dörfler sollte sich aber noch steigern, als bald nach Abschluß des Kaufes der Fremdling mit Weib und Kind einzog und zu wirthschaften begann. Solche Wirthschaft hatte noch Niemand gesehen. Anstatt einen stattlichen Viehstand mitzubringen oder doch dafür Sorge zu tragen, hielt der neue Ansiedler wenig mehr Nutzvieh, als gerade zur Erhaltung und Ernährung des Hausstandes nöthig war. Nur an Pferden ließ er es nicht fehlen. Diese edlen Thiere ließ er mehr aus Liebhaberei, als des Bedürfnisses wegen pflegen. Jedes Mitglied seiner Familie besaß ein eigenes Reitpferd, selbst Frau und Tochter, und die Frauen der an=

dern Bauern wollten schier vor Erstaunen in Ohnmacht fallen, als sie am ersten Sonntage die ganze Familie des Fremden den Weg nach der Kirche zu Pferde einschlagen sahen. Im Kretscham wurden die Lastthiere eingestellt, die Familie hörte mit großer Aufmerksamkeit die Predigt an und ritt dann, von einer Menge Neugieriger stumm gefolgt, langsamen Schrittes wieder nach Hause.

Gröllich — so nannte sich der „Neubauer“ — kümmerte sich nicht im Geringsten um das Gaffen und Zischeln der Nachbarn. Er war ein Mann von entschiedenem Charakter, der seinen Schwerpunkt in sich selbst fand und für alle seine Handlungen einstand. Darum kehrte er sich auch weder an das Kopfschütteln der Leute, noch an die Rathschläge Zudringlicher, die es an Winken, wie dies und jenes zu machen sei, nicht fehlen ließen. Gröllich hörte sie ruhig an und machte, was er wollte.

„Der wird bei guter Zeit einpacken.“ — „Er muß zu Grunde gehen, wenn er nur ein halb Jahr so fortwirthschaftet.“ — „Er hat einen Sparren zu viel, das sieht man schon an seinem Hute!“ — „Laßt ihn laufen. Wer nicht hören will, muß sich den Kopf einrennen — das giebt

Werks!“ So sprachen und urtheilten die Bauern über den Fremden, wenn sie des Abends in der Schenke zusammenkamen. Gröllich ging aber nicht zu Grunde, er brachte sogar noch vor Ablauf eines Jahres einen ganz neuen Industriezweig im Dorfe auf, der Viele andern Sinnes machte, die Spötter verstummen ließ und Aller Augen auf den „Neubauer“ lenkte.

In allen Gebirgsdörfern giebt es Einzelne, die sich mit Bienenzucht beschäftigen. Es gehört gewissermaßen mit zum Schmuck des Lebens, ein paar Bienenkörbe an der Sonnenseite des Hauses aufzustellen, wie man ja auch einen Blumengarten nicht zum Nutzen, sondern zum Vergnügen anlegt. Gröllich ließ es nun aber seine erste Sorge sein, gleich in den ersten Wochen seines Aufenthalts ein besonderes, ganz eigenthümlich eingerichtetes Haus am sonnigsten Platz seines Gehöftes zu errichten und dahin ein paar Stockwerke über einander Bienenstöcke von allen Sorten, wohl an die sechzig, aufzustellen. Kein Mensch begriff, was der wunderliche Mann mit dieser Menge Bienen anfangen, wie er sie erhalten wollte, und wieder schüttelten die Bauern ihre Köpfe, zischelten, lachten und raisonnirten auf den „ausbündigen fremd-

ländischen Narren.“ Weil man doch nach und nach in Erfahrung gebracht hatte, daß Gröllich aus den Haidestrichen sei, die im Oberlande nur „’s wendische Viertel“ genannt werden, so legte man ihm den Namen „der wend’sche Haidebauer“ bei, obwohl Gröllich mit den Wenden eben so wenig verwandt war wie mit den Mongolen.

Um dies Bienenhaus nun war Gröllich tagaus tagein beschäftigt. Es schien als sei alles Uebrige, Wald, Feld, Wiesenflur, Bach und Teich gar nicht vorhanden, oder doch nur dazu da, um die Bienen zu erhalten, so wenig kümmerte sich der Alte drum. Hier nach dem Rechten zu sehen, war Sache seines erwachsenen Sohnes und der drei handfesten Knechte, die er aus der Haide mitgebracht hatte.

Nach seiner stillen Art zu leben, war Gröllich, der weder Freunde noch Verwandte im Dorfe hatte, niemals in den Kretscham gekommen. Höflichkeitsbesuche hatte er ebenfalls nicht gemacht, und so blieb er eigentlich monatelang Allen fremd bis etwa auf die Gerüchte, die durch heimliche Beobachter und Späher über sein Thun und Treiben in Umlauf gesetzt wurden. Seine Ausgänge beschränkten sich auch nur auf Besuche seiner Felder und namentlich der ihm zugehörigen ansehnlichen Waldung. Diese

durchwanderte er, und zwar immer allein, nach allen Richtungen, gewöhnlich früh oder spät Abends. Ein Schießgewehr pflegte er nicht zu führen, wie er denn auf das Vergnügen der Jagd wenig gab; dafür aber trug er stets ein kleines, schmales, axtartiges Beil mit kurzem Griffe („Hälmel") bei sich, womit er häufig an schlanke Fichten klopfte. Was das bedeuten sollte, konnte sich natürlich Niemand erklären, doch mußte der Ton der so befragten Bäume dem Haidebauer nicht gefallen, denn er ging immer kopfschüttelnd, bisweilen sogar seufzend von dannen. Dabei schweiften seine Blicke oft sehnsüchtig hinauf bis zu den rauschenden Kronen, als ob er in den himmelwärtsstrebenden Aesten etwas suche.

So waren ungefähr drei Vierteljahre vergangen. Es nahte die Zeit heran, wo die Bienen von den grausamen Menschen der Früchte ihres nie rastenden Sammlerfleißes beraubt werden. Dies Geschäft, das Ausschneiden der Honigwaben, besorgt immer der erfahrenste und älteste Bienenhalter, weshalb er auch der „Bienenvater" heißt. Ein kurzes Messer, ein irdener Räucherkrug, um die gestörten Bienen durch den Qualm glimmenden, faulen Weidenholzes zu betäuben, und eine Ge-

sichtsmaske von feingeflochtenem Drath zum Schutz gegen etwaige Stiche der erzürnten Thierchen sind die Attribute eines solchen Vaters der Bienen. So wenig nun auch Gröllich mit seinen Mitbauern in Berührung kam, wer im Orte Bienenvater sei, wußte er doch, und als nun der Bezeichnete seinen Umgang hielt, um die Beute auszuschneiden, ließ sich Gröllich auf einmal zu Aller Verwunderung dabei blicken. In seiner fremdartigen Tracht, dem friesgefütterten Rocke mit thalergroßen Knöpfen und dem niedrigen, breitkrempigen Hute, sein kleines Beil unter'm Arm, stand der Haidebauer plötzlich neben dem Bienenvater.

„Gott grüß' Euch, Gröllich," sprach der Herr des Hofes. „Laßt Ihr Euch auch 'mal unter ehrlichen Christenmenschen sehen? Wie geht's? Gefällt's Euch im Dorfe?"

„Alles in Ordnung," erwiederte Gröllich. „Ihr fangt zeitig an — mit dem Honigausschneiden, mein' ich."

„Zeitig?" sagte der Bienenvater, indem er den Stock öffnete und mit heißem Qualm aus dem Räucherkruge die summende Brut betäubte. „Ich dächte, 's wäre höchste Zeit, nachzusehen, wenn uns die Beester 'was übrig lassen sollen zu

einer Honigsemmel. Die Nahrung war schlecht verwichenen Sommer; wir haben stark füttern müssen den Winter über."

Gröllich lächelte und sah aufmerksam dem Gebahren des Mannes zu. Dieser schien dadurch gestört zu werden, denn in dem Blicke des Haidebauers lag etwas unsagbar Uebermüthiges.

„Ihr baut wohl viel Honig?" fragte der Bienenvater.

„Ja," erwiderte Gröllich, „ich fang's aber anders an, als Ihr."

„So!" versetzte der Bienenvater, ein paar fast ganz leere, braune Waben dem Stocke entnehmend. „Da könnt' man am Ende 'was profitiren?"

„Weiß nicht," sagte Gröllich, die Achseln zuckend, sein Beil ins linke Armgelenk nehmend, den Hut lüftend und mit kurzem Gruße weiter gehend.

„Das ist ein erzgrober Kerl," sagte der Besitzer des Hofes, „grob und plump, wie Alles, was aus der Haide kommt."

„Wozu er nur das Beil immer mit sich 'rumschleppt?" meinte der Bienenvater, sich das Ohr reibend, dem trotz des Rauches doch eine ergrimmte

Biene mit ihrem Stachel zu nahe gekommen war. „Man möchte sich fürchten vor dem vierschrötigen, stämmigen Mann, wenn man ihm des Abends allein begegnet. Mit seinem zerwetterten Klapphute sieht er ohnehin aus, wie der leibhaftige Karraseck.“*)

„Er will eben 'was Apartes haben,‘“ sagte der Bauer. „Laßt ihn nur laufen. Wenn Den seine Bienen über's Jahr nicht das halbe Gut aufgefressen haben, will ich Hunde führen bis Bautzen.“

Dies Zusammentreffen des Bienenvaters mit dem eingewanderten Haidebauer machte den ersteren unruhig. Es kam ihm vor, als werde er von dem einsylbigen, seltsamen Manne heimlich überwacht, und als könne ihm dieser irgend einen empfindlichen Schaden zufügen. Seine Unruhe steigerte sich zum Verdrusse, als schon am nächsten Tage Gröllich den alten Mann abermals bei seiner Beschäftigung überraschte. Er unterließ zwar jede Bemerkung über sein Verfahren bei Behandlung der Bienenkörbe, allein der Alte glaubte es dem Fremden anzusehen, daß er sich über ihn und sein

*) Ein damals berüchtigter Räuberhauptmann.



Treiben aufhalte. Auch hatte er entschieden Unglück. In keinem Jahre waren die sonst so zahmen Thierchen so unruhig, ja so erbittert gewesen, wie gerade diesmal. Er mußte räuchern, daß er fast erstickte, nur um sich ihrer Stiche erwehren zu können. Dazu kam, daß die Ausbeute überall äußerst gering, mancher Stock sogar dem Verhungern nahe war. Gröllich schwieg zu dem Allen, sah höchst ernsthaft darein, schüttelte aber allemal den Kopf, wenn er fortging.

So trieb es der Haidebauer eine ganze Woche. Der alte Bienenvater des Dorfes nahm sich ebenfalls zusammen, um sich selbst nicht noch mehr aufzubringen, als er es innerlich schon war. Endlich aber, da Gröllich immer wieder kam, immer mit superklugem Auge jede Bewegung seiner bereits unsicher werdenden Hand verfolgte, und richtig zu guter Letzt kopfschüttelnd abtrollte, brach es bei ihm aus.

„Nun so sagt doch an, Ihr Haidemensch," rief er ärgerlich aus, „was gefällt Euch denn nicht bei uns? Das ist ja eine ganz sapperment malitiöse Manier, einem sein Handwerk zu tadeln und nicht zu mucksen! Macht's besser, wenn Ihr's könnt, oder scheert Euch zum Henker."

„Ich tadle Euch nicht, ich wundere mich blos," erwiderte Gröllich.

„Davon hab' ich kein Loth Honig," sagte der Bienenvater mürrisch.

„Seid Ihr ein Liebhaber davon?"

„Umsonst und um nichts werd' ich mich doch mit dem Insectenzeug nicht herumquälen sollen!"

„In acht Tagen könnt Ihr mein Gast sein, wenn Ihr wollt; dann schneid' ich aus, aber früher keine Stunde."

Gröllich ging heimwärts, jeden Baum an der Straße mit seiner geheimnißvollen Art berührend, und der Bienenvater blieb, verwirrter, unschlüssiger, ärgerlicher zurück, als je. Er hätte am liebsten Drathmaske und Räucherkrug in den nächsten Teich geworfen.

Andern Tags machte sich der Alte etwas zu schaffen um Gröllich's Gehöfte. Er klinkte am Thorwege — es war hart und fest verriegelt. Nur die Hunde im Hofe schlugen an. Er pochte, allein auch auf dies verständliche Zeichen, daß Jemand Einlaß begehre, ließ sich keine lebende Seele sehen. Der Hof war und blieb wie ausgestorben. In der Gegend des Bienenhauses vernahm er summendes Geräusch. Die emsigen

Thiere zogen in breiten dunklen Zügen über ihn hin und zerstreuten sich in der sonnenglänzenden Luft nach allen Seiten. Der Bienenvater schritt den Feldweg hinauf in den Wald des Haidebauers, um zu sehen, ob der wunderliche Mann in seinem Holze etwas Besonderes vorgenommen habe. Es war aber auch hier Alles, wie ehedem. Die Vögel sangen, die Spechte hämmerten an den Baumstämmen, Eidechsen schlüpften durch's Moos, wilde Kaninchen klopften zuweilen den hohlen Boden und verbargen sich dann in ihren Gruben. Nur bisweilen fiel in diese bekannten Stimmen des Waldes ein fremder, eigenthümlicher Ton, der sich häufig wiederholte und weithin durch das Dickicht schallte. Das war die Axt des Haidebauers, die gegen die hohen Föhrenstämme schlug. Dem Bienenvater ward unheimlich zu Muthe. Der fremde Mann mit dem scharfen Blick nahm in seinen Augen die Gestalt eines Zauberers an, und um nicht in die vielleicht Jedermann gelegten unsichtbaren Schlingen des Fremden zu fallen, begab er sich eiligst auf den Rückweg.

Die Bewohner des Dorfes waren bereits so sehr an die Eigenheiten ihres neuen Mitbauers gewöhnt, daß ungewöhnliche Vorgänge auf Gröl-

lich's Hofe Niemand mehr auffielen. Als aber jetzt an einem wunderschönen thauglänzenden Morgen der Fremde sein Thor sperrangelweit öffnen ließ, alles Zug- und Nutzvieh in den Garten trieb und es hier der Obhut eines sichern Burschen übergab, ward das Aufsehen im Dorfe allgemein. Neugierige sammelten sich vor dem Thorwege, aber Niemand getraute sich, den gleichsam gefeiten Hofraum zu betreten. Auf einmal vernahmen die Lauschenden zuvor noch nie gehörte Töne seltsamster Art. Bald hörte man schrillendes monotones Pfeifen, bald wieder dazwischen ein wunderliches Brummen. Ein Jeder spitzte die Ohren als würde die herrlichste Musik aufgeführt. Nach einer Weile kam der alte Gröllich gegen seine Gewohnheit ohne Rock. Auf den zwei Reihen großer Silberknöpfe an seinem Brustlatze brach sich das Sonnenlicht wie in eben so vielen Spiegeln. Hinter ihm ging sein Sohn und blies den Dudelsack. Frau und Tochter nebst allem Hausgesinde folgten in heiterster Stimmung. Ihr Gang ähnelte fast einem unterdrückten Tanz, und wer nicht wußte, was dieser kuriose Aufzug zu bedeuten hatte, dem konnte man's nicht verdenken, wenn er sämmtliche Bewohner des Bauernhauses für halbtoll hielt.

Das halbe Dorf lief zusammen, um zu sehen, was der „wend'sche Bauer" wohl anfangen werde; Keiner aber wagte den stolz blickenden Mann durch Wort oder Miene zu verhöhnen.

Auch der Bienenvater, den Gröllich so schwer gekränkt hatte, fand sich unter den Zuschauern ein. Willig machte man dem alten Manne Platz, damit ihm keine Bewegung des Haidebauers entgehen möge; denn es war längst bekannt im Dorfe, wie kurz der Fremde dem allbeliebten Manne geantwortet hatte.

Vor dem Bienenhause hielt der wunderliche Zug. Eine Zeitlang noch blies der Sohn den Dudelsack, und Mägde und Knechte schwenkten sich summend hin und her. Mit dem Verstummen der unmelodischen Musik eilten Alle zurück in's Haus, schlossen die Thüre und reichten dem allein im Hofe zurückgebliebenen Sohne eine Menge großer Schüsseln aus dem Fenster, welche dieser gemächlich zum Bienenhause trug und in bestimmten Zwischenräumen kreisförmig davor aufstellte. Während dies geschah, legte Gröllich horchend sein Ohr an jeden der niedrig stehenden Stöcke, sprach dazu ein paar freundliche Worte, deren Sinn die Zuschauer nicht verstanden, und klopfte kaum ver-

nehmbar an jeden Stock. Hierauf ergriff er das geheimnißvolle Beil, das wie immer im Gelenk des linken Armes hing, schwang es mit rüstiger Behendigkeit um sein Haupt, daß der blanke Stahl wie eine große Flamme durch die Luft fuhr, und rief laut dazu dreimal: „das walte Gott!" Behutsam löste er nun die Falze des ersten Bienenstockes mit der scharfen Schneide der Axt. Eine braune Wolke von Bienen stürzte ihm aus der Oeffnung entgegen, zerstreute sich, flog einigemal hin und wieder und sammelte sich dann zu einem festen Schwarme, der nach den leis gezogenen Klängen des Dudelsackes gleichsam wie im Takt in der Nähe ihres geöffneten Hauses in der Luft auf- und niederschwebte, ohne den Zeidler im geringsten zu belästigen. Gröllich aber löste mit der Zeidleraxt die schwersten, von goldgelbem Honig träufenden Waben aus dem Stocke, und legte die duftende Ausbeute reihenweise in die bereit stehenden Gefäße. Dann fügte er mit geübter Hand das Brett wieder ein, verstrich es unter abermaligem Gemurmel unverständlicher Worte und begann dasselbe Werk beim nächsten Stock. Kaum aber sahen die in der Luft tanzenden Bienen ihr Haus verlassen, so nahmen sie

wieder davon Besitz, und flogen summend und spielend aus und ein, als sei nichts vorgefallen.

So arbeitete Gröllich den ganzen Tag. Seine sämmtlichen Körbe strotzten vor Honig, die Bienen aber, die sich doch von Niemand gern beunruhigen, am wenigsten aber in die Werkstätte ihres bauenden Fleißes eindringen lassen, schienen mit dem räuberischen Manne auf dem freundschaftlichsten Fuße zu leben. Während der alte Bienenvater trotz seiner Maske und seines unablässigen Räucherns häufig genug gestochen ward, blieb der Zeidler aus der Haide völlig unverletzt, und doch rauchte er nicht einmal eine Pfeife Taback!

Das ganze Dorf schrie Wunder über so unerhörten Bienensegen und über das unbegreifliche Glück des Fremden. Für einen Narren hielt ihn jetzt Niemand mehr, des Gedankens aber, daß er ein Zauberer, ein Schwarzkünstler sein müsse, konnten sich nur Wenige entschlagen. Als Gröllich endlich sein Geschäft beendigt hatte und sein Bienenhaus wieder bestens versorgt wußte, machte er dem Bienenvater des Ortes einen Besuch. Dieser begrüßte den Gast etwas verlegen, da er ihm im Herzen stilles Unrecht abzubitten hatte. Gröllich aber that, als sei nichts vorgefallen,

rückte sich ungenirt einen Schemel zurecht und setzte sich, die Lehne nach vorn gekehrt, rittlings darauf.

„Allzu höflich seid Ihr nicht hier zu Lande," begann er, sein breites Kinn auf beide über der Schemellehne gefaltete Hände stützend. „Bei mir in der Haide ist's Brauch, daß, wenn einer eingeladen wird, da kommt er, sei's zum Essen, zum Trinken, zum Tanzen oder zum Schlagen, und thut's einer nicht, so heißt er ein Grobian — bei mir in der Haide. — Kann sein, daß hier in den Bergen der Brauch anders ist, und man da einen für grob hält, wenn er zum Andern sagt: komm und iß mit mir ein Pfund Honig. — Mir soll's gleich sein, nur will ich alljetzt wissen, ob Ihr mich richtig verstanden und nun Lust habt, ein neubacken Weißbrot in einer Schüssel frisch ausgelaufenen Honigs zu verzehren. Wollt Ihr?"

Der Bienenvater war in nicht geringer Verlegenheit. Er wollte sich entschuldigen und fing an zu stottern.

„Grad' aus, Mann, immer dicke durch Sand und Fichten, sonst fallt Ihr in'n Sumpf!" unterbrach ihn Gröllich. „Weiß schon, wo's Euch prickelt, Alter, braucht's also deshalb keiner lang

und zierlich gedrechselten Rede. Der Tisch ist gedeckt, und so Ihr Appetit habt und mich nicht veracht't, so kommt mit!"

Was blieb dem Bienenvater übrig? Er zog seine Jacke an, nahm den rothgebeizten Dornenstock vom Ofen und ging zum Staunen aller Dorfbewohner mit dem Zeidler, der ihn bestens unterhielt, nach dessen Hofe.

Schon unterwegs konnte der alte Bauer merken, daß Gröllich kein unrechter Mann sei. Daheim in seiner Behausung ward dies noch ersichtlicher. Frau und Kinder des Eingewanderten, Knecht und Magd begrüßten den Bienenvater mit Herzlichkeit, und als es zum Essen ging, das richtig aus dem kostbarsten Honig bestand, ward der Zeidler lustig und mittheilsam, wie sein erstaunter Gast nur wenig Menschen je gesehen hatte.

„Mit Verlaub, Gröllich," sagte der Bienenvater nach beendigter Mahlzeit, „nehmt Ihr's übel, wenn ich Euch ein Paar Fragen vorlege?"

„Kann ich sie beantworten, so fragt mich meinethalb bis zu Michaelis. Mein Herz ist keine Mördergrube."

„Nun, so gebt mir Aufschluß, Ihr wunderlicher Mensch, wie fangt Ihr's an, daß Eure Bie-

nen alle Süßigkeiten aus Wald und Flur zusammenschleppen und die anderer ehrlicher Leute daneben darben müssen? Von Hexerei bin ich justement kein aparter Freund, aber dennoch —"

„Seid kein Narr, Mann!" unterbrach ihn der Zeidler. „Es ist Alles Natur, pure Natur, aber Natur, mit Vernunft angegriffen. Weil meine Bienen sich wohl befinden in ihren Häusern, tragen sie ein, gerad' wie die Menschen, denen's gefällt in ihren vier Pfählen. Die Kreatur von einer Biene aber möcht' ich kennen, die in Euren verräucherten Baumkasten zuckersüßen Honig machen soll. Ihr könnt eben so gut Eure Tabackspfeifen als Beuten aufstellen."

„So läg's an unserer Räucherei?"

„Viel, viel, Mann! Die Biene ist ein sauberes, reinliches Thier, das Luft, Sonne, Helligkeit liebt, und wenn's im Dunkeln nachgrübeln will über seinen Zellenbau, sich jede überflüssige Spalte ganz von selber mit Wachs gar wundersam zierlich verkittet. Euer stinkender Qualm aber muß sie ärgerlich, krank und durstig machen, Freund, und da saugt sie die eigene Beute aus den Wachszellen wieder aus, wie vordem den Honig aus den Blumen. 's sieht's ein Kind ein, Mann, daß



bei solcher Wirthschaft nicht viel Gescheidtes herauskommen kann!"

„Aber wie fangt Ihr's denn an, Gröllich, daß Euch die Beester nicht stechen?"

„Habt Ihr keine Ohren, Mann?" gegenfragte der Zeidler, seine scharfen Augen auf den alten Bauer haftend. „Musik macht die klugen Thierchen zahm. Wenn eine Biene Musik hört, so kriebelt's ihr in den Beinen wie einem jungen Mädel, und sie muß tanzen, was hast du, was kannst du."

„Bind't mir nichts auf, Gröllich!" versetzte ungläubig der Bienenvater. „Eine Biene und Musik verstehen! Eine Biene und Lust haben zum Tanzen! Hm, hm! — Und mit Verlaub, Gröllich, Eure Musik ist nicht gerade von der feinsten Sorte! Schnarren und Quieken, schien mir, war's von Anfang bis zu Ende."

„Ich muß mich wundern über Eure Rede," versetzte fast beleidigt der Zeidler. „Bienenohren und Menschenohren sind, mein' ich, ein für allemal zweierlei Dinge. Was könnt Ihr dagegen haben, wenn den Bienen nun gerade die Art Musik, die Ihr Schnarren und Quieken heißt, über die Maßen gefällt? Wenn sie sie lustig, heiter, vergnügt

macht? Ich denke, das ist pur der Bienen eigne Sache. Und überdies, Mann, kann ich Euch versichern, daß trotz Eures Zweifels alle Bienen musikalischer gebildet sind, als Eure ganze Musikantenbande. Wollt Ihr, so könnt Ihr den Beweis haben. Nehmt Ihr einmal den Dudelsack, fangt an zu blasen und zu pfeifen, und ich wette meine besten Stöcke, daß Euch die Bienen aus Verdruß über Eure Heidenmusik gottserbärmlich zurichten."

„'s will mir schwer in'n Kopf, Gröllich," erwiderte der Bienenvater, „allein Euch zu Gefallen thu' ich mir Gewalt an und nehm's für Wahrheit. Die Probe darauf mögt Ihr künftiges Jahr bei meinen eigenen Bienen machen."

„Ich nicht," versetzte der Zeidler. „Wendet Euch an meinen Sohn, der ist meiner Bienen Kapellmeister. Sie sind einmal auf ihn geschult."

„Und nun," sagte der alte Bauer, „nun sagt mir, warum lauft Ihr alle Tage im Busch herum und lärmt mit Eurem Aextel an allen Bäumen, die eine glatte Rinde haben? 's ist gegen die Gesetze, Gröllich, gleicheweg*) mit einer Axt im Arm durch Dick und Dünn' zu laufen!"

---

*) ununterbrochen, immerwährend.

„Mit der Frage, Mann, kommt Ihr mir gerade zu paß’,“ versetzte Gröllich. „Das Aextel ist das Zeichen meines Standes, und kein Gesetz kann mir’s abnehmen, wenn man’s auch hier zu Lande nicht kennt. Ich würd’ mir’s auch nicht abnehmen lassen, Mann, gutwillig nicht! Ein Zeidler ohne Zeidleraxt ist ein Laufer ohne Beine. Die Zeidleraxt sichert den glücklichen Fortgang seines Geschäftes. Ihr allein hab’ ich Hab und Gut zu verdanken, und wäre mir der letzte Wurf nicht mißlungen, so säße ich nicht hier und ließ mich von Euch den „wend’schen Bauer“ schimpfiren.“

„Was ist’s mit dem Wurfe?“ fragte der Bienenvater.

Gröllich runzelte die Stirn und schien Anstand zu nehmen, auf diese kecke Frage Antwort zu geben. Bald aber blickte er wieder heiter und zuversichtlich, wie ein Mann, der sich in seinem guten Rechte weiß, und erzählte, nachdem er seinem aufmerksamen Zuhörer Aufschluß über den uns bereits bekannten Gebrauch der Zeidleraxt und über die Zeidlergesetze gegeben hatte, Folgendes:

„Durch Anwendung meiner Schminke und durch gute Spurbienen hatte ich schon manchen auf fremdes Gebiet gefallenen Schwarm mir wieder zugeeignet, auch viele fremde Schwärme so tief in mein Revier gelockt, daß kein Axtwurf ihrer ursprünglichen Besitzer sie erreichen konnte. Es gehört Erfahrung dazu, Mann, um diejenigen Bäume auszufinden, die sich zur Verlockung schwärmender Bienen am besten eignen. Sie haben einen eigenthümlichen Ton, den man kennen muß, den ich aber Niemand verrathen werde. Wenn Ihr mich also theils in meiner eigenen Waldung, theils auf meiner Nachbarn Grund und Boden häufig an die Bäume klopfen seht und hört, so geschieht dies, um mir für die zukünftige Schwärmezeit meine eignen Bienen möglichst zu sichern, auch wenn's sein kann, ein paar fremde mit dazu einzufangen. Die Bäume, deren Ton mir gefällt, bestreiche ich mit meiner Schminke."

„Eines Tags war der beste aller meiner Schwärme auf meines Nachbars Revier gefallen, mit dem ich wegen Grenzangelegenheiten schon lange im Streite lag. Diesen Schwarm zu verlieren, war mir sehr empfindlich. Ich bestand daher auf meinem Recht und wollte ihn mir durch

Werfen der Axt wieder zueignen. Zum Unglück stand der Baum, in dessen Wipfel der Schwarm hing, gerade unfern der Grenze, über die wir prozessirten. Der Nachbar litt nicht, daß ich den Punkt einnahm, wo sich nach meinem Dafürhalten die Grenze meines Gebietes befand. Ich mußte wohl zehn Schritt weiter gehen, um nur den Wurf thun zu dürfen. Die Entfernung des Wurfes war dadurch übermäßig weit, der Erfolg des Wurfes selbst zweifelhaft geworden. Indeß hätte ich bei meiner großen Uebung doch wohl das Ziel getroffen, wäre nicht das vor Bosheit grinzende Gesicht des schadenfrohen Nachbars mir störend gewesen. In der festen Ueberzeugung, dieser Bienenschwarm müsse ihm verbleiben, stand er stolz aufgerichtet kaum zwei Schritte von dem verhängnißvollen Stamme. Mit unsicherer Hand schleudre ich jetzt mit größter Kraftanstrengung rücklings hinter mich und — zerschmettere mit der scharfen Schneide meinem Nachbar den rechten Arm! — Meine Feinde behaupteten, ich hätte mit Willen der Axt eine falsche Richtung gegeben, und begannen mich auf das Bitterste zu verfolgen. Leider starb der schwer Verwundete, ich hatte nichts wie Verdruß, mußte Geldopfer über Geldopfer

bringen, kam vom Gericht nicht herunter und konnte Gott danken, daß mich die Advokaten der Familie des Unglücklichen nicht gar in's Zuchthaus brachten. Genug, die Heimath ward mir verleidet, und da ich hier ein Gut fand, das mancherlei Aehnliches hat in seinen Umgebungen mit meinem ehemaligen Besitzthum in der Haide, so benutzte ich die Gelegenheit, mich hier anzusiedeln. Das, Mann, ist in der Kürze meine Geschichte. Haltet Ihr mich nach dieser ungeschminkten Erzählung meiner Vergangenheit noch für einen ehrlichen Mann, so werdet mein Freund, und ich denke, wir Beide werden dann gegenseitig Nutzen von einander haben."

Der Bienenvater schlug ohne Bedenken ein. Die früheren Gegner schieden als aufrichtige Freunde. Als später die Bienen im ganzen Dorfe zu schwärmen begannen, bewährte sich des Zeidlers Schminke als höchst probat. Gegen zehn Schwärme legten sich an Bäume seines Gebietes an. Jubelnd fing er sie ein, war aber gutmüthig genug, sie unter Scherzen und Lachen ihren Besitzern wieder zurückzugeben. Er hatte dabei die ehrende Genugthuung, daß Jeder den neuen Stock nur von ihm gestellt und eingerichtet haben wollte,

und daß nach beendigter Schwärmezeit alle Bienenzüchter ihn mittelst einer Deputation dringend baten, in Zukunft ihr Bienenvater zu sein.

Gern willfahrte der Zeidler diesem Verlangen. Er veredelte die Bienenzucht des Ortes binnen wenigen Jahren; nur mit dem musikalischen Gehör, das er in so großer Ausbildung an den Bienen entdeckt haben wollte, kam er hin und wieder ins Gedränge. Weder das geübte Spiel seines Sohnes, noch das eines Musikanten des Dorfes, dem der junge Gröllich Unterricht in der Kunst des Dudelsackpfeifens gab, wollte die verheißenen Wirkungen bei andern Bienen thun. Sie wurden zudringlich und verwundeten mehrmals den Zeidler, so daß er zu nicht geringem Ergötzen des alten Bienenvaters ausnahmsweise wenigstens zu Tabakspfeife und Drahtmaske seine Zuflucht nehmen mußte.

II.

Der Halligmann.

Ein Strandbild.

3



1.

Fahrt durch die Westsee.

Während der Blokade der deutschen Seehäfen durch die Dänen im Jahre 1849 war die Schifffahrt auf Nord- und Ostsee sehr gehemmt. Die handeltreibende Welt fühlte sich höchst ungemüthlich, am meisten die Kaufherren an Elbe und Weser, denn gerade auf die Mündungen dieser beiden Hauptströme Deutschlands hatten die schlauen Dänen ihr Augenmerk gerichtet. Selbst die Dampfschifffahrt litt unter den kriegerischen Zeitläufen, und so wurden auch Reisende, die sich sonst um den Streit der Deutschen und Dänen wenig kümmerten, in ihren Plänen doch häufig sehr gestört.

Nur an den nordfriesischen Küsten, in der sogenannten Westsee, wo schleswig-holsteinische Kanonenboote kreuzten und das Ansegeln dänischer Schiffe verhinderten, gab es damals noch einen dürftigen Küstenfahrtsverkehr. Wer da Lust hatte, sich einem kleinen, leichten Fahrzeuge, wie sie den Verkehr zwischen jenen Inselbrocken vermitteln, anzuvertrauen, und sich nichts daraus machte, wenn vielleicht eine dänische Corvette Neigung zeigen sollte, Jagd auf das Fahrzeug zu machen, der konnte gerade in jenen Tagen ungestörter denn je den Archipelagus der Westsee, eine für Bewohner des deutschen Binnenlandes noch ziemlich unbekannte Welt, besuchen und sich nach Herzenslust darin umsehen. Auch mir kam dieser Einfall. Ich miethete die Schaluppe eines Schiffers aus der Wilstermarsch und ging von Glückstadt aus eines schönen Julimorgens unter Segel.

Der Wind war nicht vorzüglich. Er wehte sehr ungleich, wendete sich häufig und schwoll oft zu starken Böen an, die uns recht unbequem wurden, da wir jetzt unsere Segel reffen, dann wieder aufziehen mußten. Indeß erreichten wir mit dem Ebbestrome die Mündung der Elbe und hielten auf die Außendeiche zu, denen ich während der

Tiefebbe einen Besuch zu machen die Absicht hatte. Ich mußte mein Vorhaben jedoch aufgeben, da der Wind umsprang und nach der Aussage meines Steuermannes mit der lebhaften Brise vorzügliches Segeln nach der Westsee sein sollte. Der breitschultrige Dithmarse behauptete, wir würden noch vor Sonnenuntergang in die Hever einlaufen, und hätten wir diese erst erreicht, dann sei es ihm gleich, wo er mich aussetzen solle. So glitt denn das leichte Schifflein mit seinen drei weißen, weit ausgespannten Segelschwingen pfeilschnell über die gelbgrauen Wogen, die es tanzend umspülten, bis die breiten, dunkelgrünen Fluthwellen der Nordsee es mit weichen Armen, wie die schmeichelnde Mutter ein geliebtes Kind, umfingen.

Kein Stand wird wohl öfterer und nicht selten trauriger getäuscht als der Stand der Schiffer. Jetzt voll Hoffnung, der Hafen schon in Sicht, auf dessen sicherem Grunde der Rettungsarm des Ankers sich festklammern soll, ist binnen wenigen Minuten durch einen unerwarteten Windstoß Hoffnung und Hafen verschwunden, und nur die rollenden Berge und Schluchten einer brüllenden Wasserwüste stürzen in wildem Tosen an dem zerbrechlichen Nachen vorüber.



Uns sollte es zwar so schlimm nicht ergehen, dagegen aber trieb uns die hochgehende Fluthwelle in den Nachmittagsstunden zu weit nordwestlich, da uns die Böen am Morgen zu lange aufgehalten hatten und wir nun in den heftigen Wellenkampf geriethen, der sich an den Küsten der Westseeinseln und in der muschelförmigen Einbuchtung des großen Meeresbeckens zwischen den beiden durch den Kanal und um die Nordspitze Englands rollenden Fluthströmen erhebt. Nur sehr kundige Schiffer, genau vertraut mit den Eigenthümlichkeiten dieser Fluthwirkungen an den Küsten Nordfrieslands, vermögen durch äußerst geschickte Handhabung so des Steuers, wie der Segel Aufenthalt und oft noch fataleren Zufällen zu entgehen.

Die Sonne stand nur noch wenige Mondbreiten über den goldig glänzenden Wogen, und noch konnten wir von der Insel Pelworm kaum einen etwas dunkler gefärbten Streifen auf der weiten Meeresfläche erkennen. Auch nahm der Wind wieder sichtlich ab, je mehr der Tag sich neigte. Die Segel bauschten nicht mehr, sie hingen schlaff herab oder flappten wohl auch gegen Mast und Stänge.

„Wir müssen Anker werfen, Herr," sagte der Schiffer, „sobald die Nacht hereinbricht. Um Mitternacht läuft das Wasser ab, und dann ist nicht gut steuern zwischen den Bänken und Watten."

Mir war dies sehr einleuchtend, nicht aber erwünscht. Ein Nachtquartier in dieser Meeresöde, auf kleiner Barke, in einer Cajüte, wo ich nur sitzend den Oberkörper aufrichten konnte, hatte wenig Anlockendes. Außerdem fragte sich's noch, ob das Wetter auch gut bleiben würde, denn je mehr die Sonne sich dem vom Meere begrenzten Horizonte näherte, desto mehr verdächtig aussehende Wolken stiegen gegen Nordwest aus der Fluth auf.

Inzwischen rückten wir dem Archipelagus der Westsee doch etwas näher, denn kurz vor Sonnenuntergang konnten wir deutlich einige Häuser auf Pelworm erkennen. Links von diesen wie in Blut getauchten spitzen Hügeln standen mitten im Meere theils einzeln, theils in Gruppen geordnet, wunderliche Zacken, die Jedermann für gewaltige Felstrümmer halten mußte. Ich wendete mich fragend an meinen Piloten, um zu erfahren, welche Namen wohl die Küstenfahrer diesen Zacken und Kegeln

beigelegt haben möchten. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erwiderte dieser, es seien dies menschliche Wohnungen, „Häuser der Halligmänner.“

Für Leser, welche niemals die nordfriesischen Marschen betreten haben, wird es nöthig sein, hier ein paar Worte über jene interessante und leider zu wenig gekannte Inselgruppe der Nordsee einzuschalten. Außer den größeren Inseln Nordstrand, Pelworm, Föhr, Amrum und Sylt, welche sammt und sonders zum Herzogthum Schleswig gehören, gibt es zwischen denselben zerstreut noch eine Anzahl von etwa vierzehn kleineren Inselbrocken, die ebenfalls bewohnt sind, in ihrer völligen Schutzlosigkeit gegen die Wirkungen der Fluthen jedoch, namentlich aber der Sturm- und Springfluthen, höchst wahrscheinlich dereinst ganz vom Meere verschlungen werden. Wie jene größeren Inseln sind auch diese kleineren Inselbrocken Trümmer einer vor Jahrhunderten durch ungeheure Spring-Sturmfluthen untergegangenen Welt. Zum Unterschiede von den Inseln der Westsee nennt man diese dürftigen Ueberbleibsel eines ehedem ungemein fruchtbaren und reich bevölkerten



Landes „Halligen," ihre Bewohner aber „Halligmänner."

Die Hallige unterscheidet sich nun folgendermaßen von der nordfriesischen Insel. Diese bildet entweder, wie Amrum und Sylt, in ziemlicher Höhe aufsteigendes Land, auf der Süd- und Westseite durch gewaltige Sandwälle, die Dünenketten, geschützt gegen den Andrang sturmbewegter Wogen, oder sie halten durch hohe Erdwälle (Deiche) nach allen Seiten hin wie durch Schanzen die Meerfluth und ihre Einwirkungen ab. Zu diesen letzteren Inseln gehören Föhr, Pelworm und Nordstrand. Weil nun wenigstens zur Fluthzeit, noch mehr aber bei lang andauernden Stürmen, das Niveau des Meeres um mehrere Fuß das feste Erdreich dieser Marschinseln übersteigt und dadurch zwar die große Fruchtbarkeit derselben bedingt, leider aber auch die Möglichkeit zerstörender Ueberschwemmungen stets vorhanden ist; so setzen die Bewohner dieser Inseln ihre Häuser auf künstlich erbaute Erdhügel, welche den Namen „Warften" führen.

Auf eben solchen „Warften" stehen die Häuser der Halligmänner, nur sind die Warften der Halligen höher, und gewöhnlich auch bedeutend fester

gebaut. Die Hallige nämlich hat keine Deiche, weil es unmöglich ist, auf diesen dürftigen Erdscheiben, die wie grüne Schollen auf dem Meere schwimmen, so viel Material aufzutreiben, um daraus feste Deiche, die stets Millionen verschlingen, erbauen zu können. Die Halligen erheben sich selten mehr als zwei bis drei Fuß über die gewöhnliche Fluthhöhe der Nordsee, einzelne werden stellenweise von jeder Fluth überspült. Sie bilden alle ohne Ausnahme grasige Erdflächen, angefüllt mit Tümpeln salzigen Wassers. Baum oder Strauch kennt der Halligbewohner nicht, ebensowenig erquickendes, frisches Quellwasser. Als Trinkwasser benutzt man deshalb das aufgefangene, künstlich filtrirte Regenwasser, oder führt reines Brunnenwasser vom Festlande ein, was natürlich blos in der guten Jahreszeit und auch da nur unter günstigen Witterungsverhältnissen möglich ist.

Die Bewohner der nordfriesischen Inseln treiben gegenwärtig vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht, nebenbei auch Fischerei und Schifffahrt. Der Halligmann dagegen ist vor Allem und zuerst Seemann, mit Fischfang und Viehzucht beschäftigt er sich blos, in so weit das karge Stück Erde, das er bewohnt, ihm dies gestattet. Getreidebau kennt

der Halligmann nicht. Er ist glücklich, wenn die Fluth ihm den Bau einiger Kartoffeln und das Einheimsen des wenigen Grasertrages gestattet, das der lehmige Boden hervorbringt. Dies dörrt er, stapelt es hoch auf um fest in die Warft gerammte Pfähle, und erhält davon seinen kleinen Viehstand, der großentheils Schaafe, mitunter wohl auch einige Kühe zählt.

Auf diese sonderbar gestalteten Baue in der unabsehbaren Wasserwüste trieben wir jetzt im langsam niedersinkenden Abenddunkel zu. Seewärts, wohl über eine deutsche Meile entfernt, glitt, gegen das mattglänzende Himmelsgewölbe sich scharf und in vergrößertem Maßstabe abzeichnend, eine große dänische Fregatte mit vollen Segeln über das langsam aufwogende Meer. Durch das Fernrohr konnten wir noch deutlich die Flagge an der Gaffel erkennen.

„Der geht nach dem Lister Tief," sagte der Dithmarse. „Ich möchte ihm wohl eine Mütze voll Wind wünschen, damit er sich die Rippen am „rothen Kliff" einstieße, wenn wir uns dabei nicht selber ein Grab in der Tiefe des Salzwassers bestellten. Aber das thut nichts; zu Grunde geht

er doch einmal, mag's dauern, so lange es will — Gott verdamm' mich!"

Dieser patriotische Wunsch ist bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen. In jener Nacht konnte so leicht kein Schiff Schaden leiden; denn die Anfangs so drohend aussehenden Wolken zerstreuten sich bald nach Sonnenuntergang, der Himmel mit seiner Sternenpracht umfaltete Erd' und Meer wie ein großer Gottesmantel, und die Luft war so ruhig, daß nur die Bewegung der wachsenden Ebbe und später der wieder zunehmenden Fluth bald surrend, bald plätschernd an die Planken unserer Schaluppe schlug.

Das Loth in der Hand stand der Dithmarse am Steuer. Im falben Licht der nordischen Sommernacht erhielten die festen, harten Züge des alten Seemanns etwas Eisernes. Man fühlte sich sicher und geborgen an seiner Seite, denn das Bewußtsein, vollkommen Herr seines Fahrzeuges zu sein, sprach aus seiner breiten Stirn. Endlich zog er das Loth ein und ließ den Anker fallen.

„Wenn's nicht gar zu hart weht," sagte er, „so schlafen wir hier ruhiger, wie heut zu Tage alle Potentaten zusammengenommen."

Darauf reffte er die Segel ein, ordnete noch Mancherlei auf dem Deck, wobei ein handfester, sehr wortkarger Bursche ihm behülflich war, und stieg dann in die Cajüte rückwärts hinab, indem er mich einlud, seinem Beispiel zu folgen.

„Meine Küche," setzte er lachend hinzu, „steht Ihnen zu Gebote, Herr, aber freilich enthält sie wenig Delikatessen: Thee oder, wenn Sie wollen, auch Kaffee, hartes Schwarzbrod und getrockneten Fisch nebst ächtem Genever reicht aus für einen hungrigen Magen. Wenn's beliebt, seien Sie mein Gast."

Der Seemann hielt indeß mehr, als er versprochen hatte und zeigte damit, daß er den Geist der Zeit, wo das Gegentheil Sitte ist, durchaus nicht begriff. Wir ließen es uns in dem engen niedrigen Raum bei düster brennender Thranlampe und belebter Unterhaltung vortrefflich schmecken, rauchten nach genossenem frugalen Mahle eine Cigarre zusammen, sprachen, was damals nur allzunahe lag, von „Krieg und Kriegsgeschrei," bis der Dithmarse Neigung zeigte, sich dem Traumgott in die Arme zu werfen.

Müde von der scharfen Seeluft, überraschte uns Beide der Schlaf sehr bald, obgleich ich nicht

recht wußte, wie ich meine Gliedmaßen in der kurzen Koje am bequemsten zusammenpacken sollte. Diese unbequeme Lage ward auch Ursache, daß ich lange vor Sonnenaufgang erwachte. Der Dithmarse schlief fest und seinem Schnarchen nach war an baldiges Aufwachen des alten Seemannes nicht zu denken. Auch sein schweigsamer Gehilfe bekundete seine Existenz durch merkwürdig gurgelnde Töne.

Mir ward die Zeit lang in der dunstigen niedrigen Cajüte, in der ich nicht aufrecht zu stehen vermochte, und da ich in so engem Raume unmöglich die eingeschlafenen Glieder mir vertreten konnte, so öffnete ich die Cajütenthür und stieg durch die schmale Luke hinauf auf's Deck.

Weißlicher Nebel lag auf der unermeßlichen Meeresfläche und den schwarzgrauen Wattenfeldern, die von der langsam steigenden Fluth bereits hie und da überspült wurden. Die Luft war still, aber schneidend, und das fernher tönende Gebraus, das sich in kurzen Zwischenräumen, jetzt dumpfer, jetzt lauter vernehmen ließ, verkündigte das Anschwellen der Meereswoge durch den Fluthstrom. Im Zenith glänzten noch einige Sterne matt durch

den zerfließenden Nebel, was einen hellen Sonnentag versprach.

Nach einer Viertelstunde klopfte und rüttelte die heftiger bewegte Woge bereits so stark an den Planken der Schaluppe, daß der Dithmarse davon erwachte, rasch aufsprang und mit dem Oberkörper ohne Hut und Busseruntje aus der Luke auftauchte.

„Schon wach, Herr?“ fragte er kurz und fast barsch, als er mich am Steuer sitzend gewahr ward. „Ist's Fluth?“

„Ich glaube,“ versetzte ich, „aber der Wind scheint uns abermals nicht günstig zu sein.“

„Ist kein Wind,“ erwiderte er nach kurzem Ausschauen und Lauschen. „Wenn die Fluth kommt, kentert allemal die Brise. Aendert sich bei Halbfluth. Jack,“ rief er hinunter in den Raum, „spute Dich und fege das Deck, in einer Stunde, wenn der Kimm*) sich färbt, lichten wir Anker.“

Der Dithmarse verschwand wieder in der Cajütenluke. Bald darauf erschien der schweig-

*) Kimm, Seemannsausdruck für Horizont.

same Jack am Bug und begann die Reinigung des Decks. Es war wenig Kunst dabei, indem der Fegende nichts weiter zu thun hatte, als eine Art Besen aus aufgedrieselten Tauenden ins Meer zu tauchen und damit das Verdeck oberflächlich abzuscheuern. Während dieses Geschäftes, das der Bursche langsam und verdrießlich beendigte, brach der Morgen an. Die graugrünliche Fluth, die immer höher schwoll und bereits über alle Watten in weißlichen Schaumbergen brauſ'te, bot einen eigenthümlichen Anblick. Das ganze Meer schien von unten auf zu kochen, und obwohl nur ein kaum merklicher Windhauch wehte, der eben hinreichte, die aufgehißten Segel zu füllen, schlugen doch die Wogen hüben und drüben an die Schiffswände und umspülten schäumend den Bug. Wir steuerten nordwärts, kamen aber nur langsam von der Stelle, da wir meistentheils kreuzen mußten.

Inzwischen näherten wir uns nach anderthalb Stunden doch mehr und mehr den Halligen, die jetzt im purpurnen Schein der Morgensonne trotz ihrer traurigen Oede und Kahlheit von Ferne ganz interessant anzusehen waren. Die einzeln stehenden Häuser mit den hohen steilen Stroh-

dächern auf den künstlichen Warfthügeln bildeten je nach der Richtung, die wir nahmen, so merkwürdig pittoreske Gruppen, daß man wohl die Augen daran weiden konnte. Dabei schien es, als ob die deutlich erkennbaren Heerden weidender Kühe und Schaafe auf der Meerfluth spazieren gingen, denn die Fläche der Hallige selbst zeigte sich erst bei größerer Annäherung an dieselbe.

Während der stille Bursche auf Befehl des Dithmarschen die Segel umlegte, je nachdem unser Cours dies nöthig machte, führte er selbst mit kundiger Hand das Steuer und erzählte mir Seemannsgeschichten. Besonders viel wußte er von den Leiden und Entbehrungen der Halligbewohner mitzutheilen, die er offenbar für die unglücklichsten Geschöpfe auf der ganzen weiten Erde hielt. Dagegen ließ er stets durchblicken, daß er nirgends anders als in der fetten Marsch leben möge und daß die Welt außerhalb der Marsch eigentlich doch wenig oder nichts werth sei.

Zwischen Grode und Hoge, zwei der größeren Halligen, auf denen es Kirchen und Pfarrer gibt, legte sich der Wind gänzlich. Es war vorauszusehen, daß wir unmöglich eine der friesischen

Inseln erreichen würden, da wir nur mit dem Ebbestrome treiben konnten. Der Dithmarsche schlug deshalb vor, bei Langenäs, der größten dieser bewohnten Inseloasen in der wildbewegten Westsee, zu landen. Ich würde da, meinte er, in jedem Hause gastliche Aufnahme finden, könne mir die Einrichtung der Häuser genau besehen, mich satt plaudern mit alten Seeleuten, deren es auf dem närrischen Erdflecken immer noch genug gäbe, und wenn dann am nächsten Morgen der Wind etwas günstiger sei, wolle er mich wohl bis Föhr oder Amrum mittelst Kreuzen und Segeln weiter schaffen.

Der Vorschlag war annehmbar und jedenfalls einem abermaligen Verbleiben auf dem sehr beengten Schiffe weit vorzuziehen. Ich gab daher meine Einwilligung und so hielten wir denn auf das noch ziemlich entlegene Langenäs zu, von dem wir außer zwei Kirchthurmspitzen nur die höchsten Häusergiebel wie Zuckerhüte aus der spiegelglatten Meereswelle auftauchen sahen.

Nach vierstündigem Segeln oder vielmehr Kreuzen erreichten wir das flache Wiesenland. Der Dithmarsche lief in eine kleine, in den lehmi-

gen Erdfleck von der Salzfluth gewühlte Bucht ein, befestigte sein Schiff, das er selbst zu verlassen wenig Lust bezeigte, und bedeutete mir, ich könne nun gehen, wohin ich wolle und bleiben, wo es mir am Besten gefiele. Wäre ich nur sonst genügsam in meinen Ansprüchen, was leibliche Nahrung beträfe, an Unterhaltung würde ich keinen Mangel haben.

2.

Im Hause eines Halligmannes.

Etwa einen Büchsenschuß von unserm Landungsplatze entfernt lagen drei ganz stattlich aussehende Häuser nahe neben einander auf ihren begrünten Warften. Die Bauart war bei allen die nämliche, so daß sie wie Häuserbrüder aussahen, nur schien das in der Mitte gelegene größer als die beiden andern, und um Vieles älter zu sein. Die hell mit Oelfarbe bestrichenen Fensterladen glänzten fast eben so schön in der Sonne, als die spiegelklaren Fensterscheiben.

Am Fuße der Warften weideten eine ansehnliche Zahl dunkelbrauner Schaafe, die emsig das dürftige Gras abrupften, welches der unfruchtbaren

Scholle entsproßte. Unfern den Wohnhäusern auf der Warft erhoben sich große Heuschober, aus deren oberem Kegel eine Stange emporragte. Sie erinnerten mich lebhaft an die Heuschober auf dem Kamme des Riesengebirges, die ganz ähnlich gebaut, nur ungleich größer als die der Halligen sind. Ein Paar blondlockige Buben spielten lachend um einen dieser Schober, indem sie sich gegenseitig zu haschen und einander wieder zu entschlüpfen suchten. Sonst war weit und breit kein menschliches Wesen zu sehen. Die helle Julisonne brannte so heiß hernieder auf das gänzlich baum- und strauchlose Eiland, daß es in der lybischen Wüste kaum heißer sein konnte, als jetzt bei gänzlicher Windstille auf dieser fernen Hallige der Nordsee.

In der Voraussetzung, daß die älteste und größte Wohnung das Besitzthum eines wohlhabenden oder einflußreichen Mannes sein möge, schritt ich derselben zu, erstieg die Warft auf kreuz und quer emporführender Treppe und trat, da die Thür des Hauses offen stand, in die Flur. Auf wiederholtes Klopfen hörte ich eine sonore Männerstimme drinnen etwas rufen, das meinem Gehör nach wie „good day“ klang. Da es freundlich gesprochen ward, so hielt ich es für eine Ein-

ladung, einzutreten, und klinkte die Thür auf. Ueberrascht blieb ich auf der Schwelle stehen.

In einem niedrigen, ungemein sauber aufgeputzten Zimmer, das die Sonne voll beleuchtete, saß ein breitschultriger alter Mann hinter einem mit künstlich geflochtener Decke von buntem Stroh überbreitetem Tische, beschäftigt in einem großen Buche zu lesen. An den Wänden, von denen drei großentheils mit kleinen viereckten weißen Kacheln ausgesetzt waren, die mancherlei Figuren bildeten, hingen Abbildungen verschiedener Schiffe, die meisten mit fliegender hamburger Flagge an der Gaffel. Der Name jedes Schiffes war zugleich mit jenem des Rheders und des Capitains unter dem Bilde zu lesen, auch die Hafenstadt genannt, nach der es bestimmt gewesen. Die Malerei war sauber, obwohl nicht besonders kunstreich. An der Flurseite stand ein eiserner, oben abgeplatteter Ofen, wie sie durch ganz Schleswig üblich sind. Ueber dem Ofen an der Wand fiel sogleich das Modell eines Briggschiffes vortheilhaft in die Augen, das mit größter Akkuratesse gearbeitet und bis auf das kleinste Tau ganz so wie ein wirkliches Seeschiff dieser Art ausgerüstet war. Unter demselben hing ein Fächer aus Elfenbein geschnitzt, an dessen ein=

zelnen Enden Pfauenfedern angebracht waren. Die außerordentlich kunstreiche Arbeit, sowie die Form des Fächers ließen ein außereuropäisches Erzeugniß künstlerischer Thätigkeit in ihm erkennen. Ein krummer malayischer Dolch bestätigte dies noch mehr. Im Uebrigen befand sich nichts besonders Auffälliges in dem Zimmer, man müßte denn die blüthenweißen Vorhänge am nördlichen Ende desselben dafür gelten lassen, welche, wie dies in allen ächt friesischen Häusern der Fall ist, die in die Wand hineingebauten Lagerstätten verhüllen. Feiner Sand bedeckte die weiß gescheuerten Dielen.

Bei meinem Eintritt stand der alte Mann auf und begrüßte mich mit jener schwer zu schildernden Leichtigkeit, die stets ein sicheres Zeichen langjährigen Weltverkehrs ist. Zugleich bemerkte ich das fein geschnittene, aber schon etwas gealterte Gesicht einer Frau, die von der Breitseite des Ofens verdeckt, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war. Ich erklärte mein Kommen mit wenigen Worten und ward sogleich durch einen ehrlichen, festen Händedruck des noch sehr rüstigen Greises als Gast freundlich willkommen geheißen. Er nöthigte mich, Platz am Tische zu nehmen, schloß das vor ihm liegende Buch und stellte es

hinter den Vorhang eines an der Wand angebrachten Bücherbrettes, bei welcher Gelegenheit ich eine ganze Reihe gut gehaltener Einbände und in einem tieferen Fache einen großen Tubus nebst mehreren mathematischen Instrumenten, wie Seefahrer sie brauchen, bemerken konnte. Mein Auge schweifte dabei seitwärts durch's Fenster, wo der Anblick einer langen Reihe von Warften, das glänzende Meer und fern am Horizonte die schneeweiße Hügelkette der Sanddünen von Amrum mich fesselten.

Die Frau in einfacher friesischer Tracht, die mir der Greis als seine Schwiegerin vorstellte, entfernte sich und es entspann sich nach Beantwortung der an mich gerichteten Frage: von wannen ich komme, zwischen uns ein lebhaftes Gespräch, das, wie dies damals nicht anders sein konnte, von dem Kriege mit Dänemark handelte. Der greise Seemann, — denn einen solchen hatte ich vor mir — der die Welt genau kannte, der in Südamerika, am Cap der guten Hoffnung, auf Jamaika, in China und Japan und wieder auf Island und dem Nordcap eben so heimisch war wie auf der Warft der Hallige, wo wir saßen, machte kein Hehl aus seiner politischen Ueberzeu-

gung, es wäre jedoch mehr als überflüssig, dieser hier nochmals Worte zu leihen. Als erfahrener Seemann sprach er sich vorzugsweise über die allerdings nur zu leicht bemerkbaren Fehler aus, welche im Kampfe Deutschlands mit Dänemark im Seekriege gemacht worden waren und noch täglich gemacht wurden, und da er die Dänen sehr wohl kannte, überhaupt mit seinem gesunden, scharfen und in der Schule eines erfahrungsreichen Lebens ausgebildeten Verstande auch die politischen Verhältnisse besser kannte wie mancher Bewohner des Festlandes, so fällte er über den ganzen leidigen Krieg ein Urtheil, das ich jetzt niederzuschreiben Bedenken trage.

Während dieses Gespräches ging die Schwiegerin ab und zu, breitete über die schon erwähnte Strohdecke, die ich für ein chinesisches Fabrikat hielt, ein schneeweißes Damastgewebe und trug Kaffee nebst feinem Weizengebäck auf. Das Geschirr war von schönstem Neusilber, die Tassen sehr altmodisch, aber von werthvollem Porzellan.

„Langen Sie zu," sagte der Greis, indem er mit gutem Beispiel voran ging. „Auf einer Hallige giebt es keine Delikatessen, aber man wird doch satt, wenn man haushält und zu rechter Zeit

Küche und Keller mit dem Nöthigen versorgt. Also Sie wollen die nördlichen Inseln besuchen?"

Ich bejahte und der alte Seemann gab mir bereitwillig Antwort auf Fragen, die ich an ihn richtete. Auch nach Wetter und Wind erkundigte ich mich, um zu erfahren, ob ich wohl am nächsten Tage eine gute Reise erwarten dürfe.

„Für sechs bis acht Tage bürge ich," versetzte der Halligmann, „nachher kann's wechselnde Winde geben. Jetzt verdirbt Ihnen höchstens ein Gewitter die Aussicht vom „rothen Kliff", wenn Sie dasselbe auf Sylt besuchen wollen."

Die Schwiegerin, obwohl sie längere Zeit im Zimmer verweilte, mischte sich doch durchaus nicht in unser Gespräch. Sie schien überhaupt sehr still zu sein, und trog nicht Alles, so mußte sie manche trüben Erfahrungen gemacht haben, und tiefer Gram noch heute an ihrem Herzen nagen. Den alten Seemann liebte sie übrigens mit der Innigkeit eines dankbaren Kindes; denn ihr etwas verschleiertes und nach Innen blickendes Auge leuchtete allemal glänzender und wie verklärt, sobald sie den Greis ansah oder nur seine Stimme hörte.

Nach genossenem Kaffee schlug der Halligmann vor, einen Gang „durch's Land" zu machen, da-

mit ich seine Heimath etwas genauer kennen lernen möge; er sei auf dieser Erdbrocke geboren, die in seiner Jugend noch um Vieles größer gewesen und wolle nun auch, nachdem er sich länger als vierzig Jahre auf allen Meeren herumgetrieben, mit Gottes Hilfe hier sterben und begraben werden.

„Seeleuten glückt dies selten," setzte er hinzu und dabei verdüsterte sich sein offenes Gesicht einigermaßen, „die meisten versenkt man in die gemeinsame grüne Wogengruft, die aller Herren Länder vom Nord- zum Südpol bespült."

Außer der Construktion der Warften war auf diesem Spaziergange wenig genug zu sehen. Die Warften verdienen aber in der That eine Besichtigung. Von ihrem Baue hängt in den Stunden der Gefahr gewöhnlich die Rettung des Halligmanns und seiner Familie ab. Es ist nicht genug einen Erdhügel aufzuführen, um darauf Haus, Stallung und die Futtervorräthe für das Vieh zu setzen, man muß besonders darauf Bedacht nehmen, tief in die Warft und in deren Untergrund, in das eigentliche Halligland hohe, feste und starke Föhrenstämme einzurammen, deren aus dem Warfthügel hervorragende Enden zugleich die Haupthaltstützen des Bodenraumes bilden, welcher über



der eigentlichen Wohnung des Halligmannes unter dem hohen Dache des Hauses herabläuft, stark verschaalt und überhaupt gegen die Einwirkungen jeden Wetters so gut wie möglich geschützt wird.

Dieser Bodenraum ist gleichsam das Rettungsboot der Halligbewohner. Zu ihm führt von der Flur eine hölzerne, abnehmbare Treppe hinauf, die man nach erfolgter Rettung der Familienglieder, des Viehstandes und der vorzüglichsten Besitzthümer aushebt und ebenfalls nach dem Boden heraufzieht. Die Halligmänner werden gewöhnlich zur Beobachtung solcher Vorsichtsmaßregeln genöthigt, wenn die Springfluth im Spätherbst oder Frühjahr zugleich mit anhaltendem Nordweststurm eintritt. Dann nämlich überfluthet der Meeresschwall nicht blos das flache Halligland, sondern er ras't mit der ganzen Riesenkraft empörter Brandungswellen um die Erdhügel der Warften, unterwäscht sie, zertrümmert Fenster, Laden, Thüren und Wände der Wohnungen, und bahnt sich oft mitten durch Zimmerraum und Stallung ein Bett. Währt der Sturm lange und beginnt er noch vor Eintritt der Springfluth zu toben, so richtet er jedesmal furchtbare Verheerungen an, indem alsdann die Höhe der Fluth das Doppelte einer ge-

wöhnlichen Fluth beträgt, und mit verzehnfachter Kraft gegen Klippen, Inseln und Küstengelände prallt.

Bei solchen Naturereignissen zerschlägt das stürmende Meer auch die festesten Warfte wie Spreu, nur die eingerammten Baumstämme bleiben, währt die Sturmfluth nicht ungewöhnlich lange, als sichere Träger des Daches mit dem Bodenraume stehen. Der Salzschaum des Meeres sprüht zwar oft selbst über diese hohen, spitzen Strohdächer hin, von den Fluthen verschlungen wurden sie aber immer nur dann, wenn die Stützen des Hauses der wühlenden Wogenkraft nicht widerstehen konnten.

Der Halligmann zeigte mir auf unsrer Wanderung mehrere sumpfige Vertiefungen, in denen sich auch hin und wieder Wassertümpel gebildet hatten. „Das sind Ueberbleibsel von der letzten hohen Springfluth,“ sagte er. „Die strudelnden Wellenberge bohrten sich tief ein in das Erdreich, und als die Fluth sich endlich wieder verlief, hatten wir eine Menge grastragendes Land verloren. Wo sonst Hunderte von Schaafen hinreichend Nahrung während des ganzen Sommers fanden, lag nun der bloße schwere Lehmgrund zu Tage, und

was das Schlimmste war, in solcher Tiefe, daß er sich unter der Fluthhöhe des Meeres befand. Es bilden sich seitdem fast bei jeder Fluth salzig-schmeckende Pfützen in diesen Vertiefungen, die selbst der Weide verderblich zu werden scheinen, denn das Vieh will in unmittelbarer Nähe solcher Tümpel das Gras nicht fressen."

Welch trauriges, welch unglaublich dürftiges, ödes, von steten Gefahren bedrohtes Leben führen doch diese armen Menschen, dachte ich bei mir selbst, und wollte schon etwas Aehnliches gegen meinen Führer äußern, als ich noch zu rechter Zeit an dem stolzen Ausdruck seiner Mienen bemerken konnte, daß er ganz anderer Meinung sein müsse.

„Es kommen selten Fremde zu uns," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, gegen den Strand abbeugend und der niedergehenden Sonne den Rücken kehrend, „am seltensten aus dem Innern Deutschlands. Natürlich! Entweder haben sie nie etwas von diesen mitten im Meere gelegenen Erdbrocken gehört, oder sie halten es nicht der Mühe werth, sich dieselben in der Nähe zu besehen. Daran thun sie aber bitterböses Unrecht. Schön,

was man für gewöhnlich schön nennt, ist diese Welt freilich nicht, dafür leben Menschen auf diesen Schollen, die besser als andre wissen, was es heißt, Gott und eigner Kraft vertrauen. Klügere Menschen mag es allüberall geben, muthigere, entschlossenere, mit größerer Ausdauer ausgerüstete, frömmere und eben deshalb innerlich mit ihrem Schicksal zufriedenere finden Sie nirgends auf Erden wieder. Und darauf ist der Halligmann stolz, darf er stolz sein. Darum nennt er die paar zerbröckelnden Erdstückchen, die uns die See noch übrig gelassen hat, mit Freudigkeit die glücklichen Inseln, auf denen bis diesen Tag weder Streit, noch Eifersucht, noch Haß, noch andre niedern Leidenschaften und am allerwenigsten die privilegirten Beförderer derselben, die Advokaten eingezogen sind. Das Stück Boden, auf dem Sie stehen, ist schlecht und unfruchtbar, allein er ist frei dieser Boden und von Menschenblut, so weit das Gedächtniß der ältesten Leute reicht, nie besudelt worden. Nur wenn die starke Hand Gottes über uns kommt, nicht um zu strafen, sondern um uns zu prüfen: dann sinkt wohl da und dort ein Unglücklicher mit zerschmettertem Schädel in die Wogen."

Solche Zufriedenheit, verbunden mit so gewaltigem Glaubensmuth, mußte überraschen. Der Ungläubige mag gern darüber spotten, der Psycholog wird diese Charakterrichtung des Halligbewohners leicht erklärlich finden.

Auf dem Rückwege zeigten übrigens die Häuser benachbarter Halligen so abenteuerlich gestaltete Formen, daß ihr Anblick viel Fesselndes hatte. Je tiefer die Sonne sank, desto röther färbten sich die hohen spitzen Dächer, und als sie nur noch als kolossaler Ball auf dem Meere sich zu schaukeln schien, erglühten sie in solcher Purpurpracht, daß man sie für ungeheure, aus der Tiefe der grünen Meerfluth aufschlagende Flammen halten konnte.

Bevor wir die Wohnung des Greises wieder erreichten, sah ich einen schlanken, kräftigen Mann in bequemer Seemannstracht die Warft hinanschreiten.

„Das ist mein jüngster Sohn," sagte der Halligmann. „Er hat jetzt müssige Tage, da die Schifffahrt seit dem Wiederausbruch des Krieges darniederliegt. Vergangenen Herbst kam er von einer dreijährigen Reise aus Ostindien zurück. Er ist Steuermann auf einem Hamburger Barkschiffe. Endet, was Gott geben wolle, der Krieg, so geht

er noch vor Anfang des Herbstes in See, und zwar nach Californien. Es ist mein letzter, Gott erhalte ihn!"

Eine Thräne glänzte im Auge des Greises.

„Hatten Sie mehrere Söhne?"

„Sechs," lautete die Antwort. „Fünf starben den Seemannstod. Es ist merkwürdig," setzte er hinzu, „mich warf die launenhafte Salzfluth immer aus, so oft sie mich auch verschlang. Da bin ich denn alt und stumpf geworden und werde nun wohl, wie andre ehrliche Leute, auf trockenem Lande sterben. Geschieht's, so soll man auf meinen Grabstein unter meinen Namen die Worte setzen: Er überlebte seine Kinder bis auf zwei, einen Sohn und eine Tochter. Der Herr schenke ihm Gnade!"

Inzwischen war die Sonne im Meer versunken, und obwohl es noch ein paar Stunden dämmerte, breiteten sich doch bald weiße Nebel über die See und hüllten Nahes und Fernes in ihre weichen, faltigen Schleier.

Im Zimmer fanden wir den Abendtisch gedeckt, der Theekessel sang auf dem Kohlenbecken, und den Steuermann trafen wir plaudernd mit seiner Schwägerin. Ohne zu fragen, wer ich sei

und woher ich komme, reichte mir der in seinen besten Jahren stehende Mann die kräftige Hand, bot mir eine Cigarre an, während die Schwiegerin dem Alten seine Pfeife brachte, und bald saßen wir in traulichem Gespräche neben einander, das diesmal von fremden Ländern und Sitten handelte und in kurzer Zeit auf das so nahe liegende Kapitel der Stürme und Schiffbrüche übersprang, die mit dem Leben jedes Seemanns unzertrennlich sind.

„Und doch läßt sich der furchtbarste Sturm auf offener See," bemerkte der Greis nach Beendigung einer Erzählung seines Sohnes, „vorausgesetzt, daß man ein gutes Fahrzeug unter seinen Füßen hat, leichter ertragen, als wenn das Haus auf dem Lande, worin man wohnt, in dessen Innern man sein Liebstes sicher geborgen wähnt, urplötzlich in ein segel- und steuerloses Schiff verwandelt wird und nirgends mehr Rettung und Hilfe zu finden ist."

Die Schwiegerin erblaßte, stand rasch auf und verließ das Zimmer.

„Du hast ihre schmerzhafteste Wunde aufgerissen, „fiel der Sohn dem Vater ins Wort. „Sie

kann den Bruder und die beiden Kinder nicht vergessen."

„Verdenk's ihr auch nicht," erwiderte der Greis, „da es nun aber doch wider Willen geschehen und mir das unbedachtsame Wort entschlüpft ist, so soll der Herr auch erfahren, wie die Sachen zusammenhängen. Hanna kommt nicht eher wieder, bis sie sich ausgeweint hat, und das Herz eines alten Seemanns beruhigt sich über einen harten Verlust immer am leichtesten, wenn er darüber sprechen kann. So hören Sie denn."

3.

Eine Scene aus dem Leben des Halligmannes.

„Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt," hob der Greis seine Erzählung an, „daß die ganze Inselgruppe der Westsee, wie wir Seeleute diesen Theil des Nord- oder deutschen Meeres nennen, durch häufig sich wiederholende Sturmfluthen entstanden ist. Vor tausend und mehr Jahren bildete, allen Chroniken nach, dies heutige Inselmeer noch ein großes zusammenhängendes Land voll wohlhabender Bewohner, nach abermals tausend Jahren aber ist wahrscheinlich von den gegenwärtigen Inseln kein einziges Stück mehr übrig, höchstens werden weitgestreckte Sandbänke oder kleiige Watten den Seefahrern dann sagen, daß dereinst bewohnte Inseln in dieser Meeresgegend belegen waren.

„Glücklicherweise gehören hohe und anhaltende Sturmfluthen zu den Seltenheiten. Oft vergeht ein halbes Jahrhundert, ehe ein derartiges Ereigniß über alle Küstenbewohner der Nordsee hereinbricht, denn nicht nur wir Halligmänner werden davon bedroht, auch die Festlandsfriesen im Schleswigschen, die Dithmarschen, die Anwohner der Elbe, Weser und Ems bis tief nach Holland hinein haben gleiche Leiden mit uns zu tragen. Die Wuth des entfesselten Elementes kennt aber dann auch keine Grenzen. Was der andauernde Fleiß einiger Generationen mit unsäglicher Mühe geschaffen hat, das vernichten alsdann wenige Stunden. Das empörte Meer verschlingt Millionen und die Menschenopfer, welche es fordert, übersteigen bei Weitem die Zahl der Todten in tagelang fortgesetzten Feldschlachten. Die Geschichte kennt Sturmfluthen, in denen 70,000 Menschen binnen wenigen Stunden das Leben verloren.

„Ein derartiges entsetzliches Naturereigniß und zugleich eins der furchtbarsten hinsichtlich der Verwüstung, die es anrichtete, erlebte ich hier auf derselben Stelle, wo wir jetzt friedlich beisammen sitzen. Ich war von einer weiten Reise heimgekehrt, hatte gut verdient und freute mich recht,

die beiden Enkel wiederzusehen, von denen ich erst einen kannte; denn meine Schwiegertochter hatte während unserer Abwesenheit einem zweiten Knaben das Leben geschenkt. Ich sage „unserer," weil mein ältester Sohn mich als Steuermann begleitete und, wie Sie wohl denken können, nicht geringe Sehnsucht nach dem geliebten Weibe und dem neugebornen Kleinen hatte. Auf der Rückreise erfuhren wir in der Kapstadt, daß die junge Mutter gesund, das Kind stark und kräftig sei; Ende October nahmen wir bei Helgoland einen Lootsen an Bord, mein Sohn aber war nicht mehr zu halten. Er bestieg eine eben nach Husum fertig liegende Sloop, um von dort möglichst schnell die stille Heimath erreichen zu können. Ich selbst führte mein Schiff in den Hafen Hamburgs, berechnete mich mit dem Rheder und langte vierzehn Tage später auf meiner väterlichen Hallige an.

„Zufriedener und glücklicher war uns selten ein Winter vergangen. Meine Schwiegertochter blühte wie eine Rose, der älteste Knabe lief bereits, sprach mit talfernder Zunge sein gutes Friesisch und schaute den Vater mit großen, gläubigen Augen an, wenn er von den Wundern Afrika's, Asien's oder Australien's erzählte. „Auch See-

mann werden," sagte dann am Schluß solcher Erzählungen der kleine derbe Bube und patschte vor Freuden in seine Hände. Die Großmutter aber, meine unvergeßliche Elisabeth, saß bei ihrem Spinnrade und dachte, wenn der glänzend feine Flachs sich zwischen ihren Fingern zum festen Faden gestaltete, an eine Braut für den blonden Enkelsohn. Genug, ein glücklicheres, innigeres Familienleben war nicht wohl denkbar.

„So kam das Weihnachtsfest heran, wo als liebste Christbescheerung noch zwei meiner Söhne heimkehrten. Sie fuhren auf dänischen Schiffen, der eine als Untersteuermann, der andere noch als Mat. Beide waren tüchtige Jungen, sag' ich Ihnen, flink bei der Arbeit, unverwüstlich bei lustigen Gelagen, dabei redlich, fromm und sparsam. Sie hatten sich in zwei Jahren, wo sie mir nicht mehr zu Gesicht gekommen waren, ein hübsches Stück Geld verdient und wollten mir dies zum Aufbewahren einhändigen, um nicht darum zu kommen, bevor sie neu geheuert*) würden.

„Es fehlte unserm Glück nichts als die Dauer und die noch abwesenden Familienglieder. Heut'

*) Anwerben heißt in der Seemannssprache „heuern."

danke ich Gott, daß er damals mein Gebet nicht erhörte, ich würde sonst vermuthlich noch ärmer sein, als ich es ohnehin schon bin. Das geht gewöhnlich so. Fühlt man sich recht zufrieden, recht sicher in seinem Glück, so ist die Wohnung, die es birgt, gewöhnlich auch schon dem Untergange geweiht."

Der Halligmann faltete die Hände und schien mit nach oben gerichteten Augen ein stilles Gebet zu sprechen. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner breiten Brust, worauf er folgendermaßen fortfuhr:

„Der Winter war ziemlich streng, die See zwischen den einzelnen Halligen fror zu, es fiel starker Schnee, was Alles zusammen den Verkehr erleichterte, die Geselligkeit unter den Halligbewohnern mehrte. Je seltener dies vorkommt, desto lebhafter ergriff man die einmal dargebotene Gelegenheit, und so führten wir in unserer nordischen Abgeschlossenheit ein gewissermaßen großstädtisches, jedenfalls aber beneidenswerthes Leben.

„Ende Januar dagegen schlug die Witterung plötzlich um, die bis dahin herrschend gewesenen Ost- und Nordostwinde verwandelten sich in Süd- und Südwest-Böen, welche die See in steter Auf-

regung erhielten. Das Brausen der Wogen schlug Tag und Nacht an unser Ohr, so daß einem nicht daran Gewöhnten wohl bei diesem ewigen Wellengebrüll das Herz hätte erbeben mögen. Wir hörten jedoch nichts davon; vielmehr hofften wir, daß die Frühjahrsstürme sich wahrscheinlich etwas früher einstellen, mithin dem Seefahrer bald wieder die Pfade über den Ocean bahnen würden.

„Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Von den Meisten, welche damals als Seefahrer den Winter auf den Halligen zubrachten, betraten nur Wenige die Planke eines Schiffes wieder. Trüb und düster war der verhängnißvolle Morgen des 22. Februar 1825. Der Wind ging nordwestlich und wehte den ganzen Tag über stark aus dieser Richtung. Um Mitternacht erwarteten wir den Eintritt der Fluth, diesmal der Springfluth. Meine ganze Familie war bei mir versammelt zur Feier eines Familienfestes. Die beiden kleinen Kinder meines ältesten Sohnes schliefen längst ruhig in ihrer Wiege und wir Uebrigen hatten uns eben um den Tisch gesetzt, um fröhlichen Herzens ein Glas Punsch zu trinken. Heftiger und immer heftiger tobte bei niedrig ziehenden

Wolken der Nordwest, daß die eisernen Krampen an den Fensterladen erzitterten und das Haus bei jedem neuen Stoße in seinen Grundfesten erbebte. Mein ältester Sohn, den schon längst eine dunkle Ahnung beschlichen hatte, stand gegen neun Uhr Abends auf, um hinaus zu sehen und einige Beobachtungen anzustellen. Er trat bald wieder ein, riegelte die Eichenthür des Hauses fest zu und sagte sichtlich beunruhigt, denn sein Auge schweifte von Einem zum Andern:

„Vater, es weht sehr hart; ich fürchte, wir bekommen eine schlimme Nacht. Die ganze Hallige ist weiß von der brechenden See. Der Schaum leckt herauf bis an die vierte Stufe der Warft."

„Du irrst wohl, mein Sohn," erwiderte ich, innerlich erschreckt über diese Rede. „Noch ist nicht einmal Tiefebbe, wie wär' es möglich, daß die See schon jetzt so hoch gehen könnte?"

„Weiß nicht, Vater," versetzte der Steuermann, „aber ich denke, im atlantischen Ocean mag gegen Mittag ein heftiger Sturm aufgesprungen sein, der den rückrollenden Ebbestrom aufgestaut hat und ihn nun vor der Zeit wieder zurückwirft ins deutsche Meer."

„Wächst der Sturm?" fragte ich.

„Er wächst und allen Anzeichen nach wird er noch lange wachsen.“

Jetzt hielt es auch mich nicht länger hinter dem Tische. Ich griff nach meinem Südwester und trat selbst hinaus in die stürmische Februarnacht. Es war ein seltsamer Anblick, den da mein Auge sah. Dicke, schwarze Wolken, die wie Riesenbärte niederhingen und in wildem Flattern Luft, Meer und die Dächer der Häuser fegten, rollten in grauenvoller Eile an mir vorüber und ließen mich nichts erkennen, als eine strudelnde grauweiße Wasserwüste. Der Wogenkampf des zurückstürzenden Ebbestroms war so heftig, daß schon jetzt ganze Flocken salzigen Schaumes bis herauf auf den Gipfel der Warft flogen und mir das Athmen erschwerten.

Um mich genau von der Lage der Dinge zu unterrichten, stieg ich die Warft hinab. Mein Sohn hatte Recht; das Wasser spülte über die dritte Stufe herauf! Entschlossen kehrte ich um, denn es war hohe Zeit zu handeln, wenn wir mit Gottes Hilfe einem furchtbaren Schicksal entgehen wollten.

„Wie steht's?“ raunte mein Sohn mir bebend zu, als er mich wiederkommen sah.

„Nicht gut," versetzte ich, die Besorgniß, die ich hegte, vorsichtig unterdrückend, „indeß ist unsere Lage keineswegs hoffnungslos. Der Sturm weht nicht regelmäßig, sondern in Böen, ein Zeichen, daß er schwerlich lange anhält oder doch bald umspringt. Hole jetzt unsere Mutterschaafe und zeige dich als Mann. Ich will versuchen, die Weiber zu beruhigen. Drei Stunden sind eine lange Zeit für bedachtsam arbeitende und schaffende Männer. Legt sich also der Sturm nicht vor Eintritt der Fluth, so können wir doch um Mitternacht auf alles Kommende, auch auf das Entsetzlichste vorbereitet sein."

Vertraut mit den mancherlei Gefahren unsers insularischen Lebens, fanden sich die Frauen mit großem Gleichmuthe in das Unabänderliche. Meine Schwiegerin Hanna sorgte, wie das Mutterherz ihr gebot, zuerst für ihre Kinder. Vorsichtig trug sie die schlummernden Kleinen auf den Bodenraum, wo sie die scheinbar sicherste Lagerstätte für dieselben aufsuchte. Daneben wurden von mir die Truhen mit unsern Werthsachen gestellt, auch die inzwischen herbeigeholten Schaafe an den Hauptpfosten des Hauses festgebunden.

Damit zu Stande gekommen dachten wir, so weit möglich, an Verpallisadirung des Unterhauses, indem wir innerhalb der fest verriegelten Thüre die schwersten Kisten und Kasten aufstellten und ein Gleiches auch bei den nach Nordwest gekehrten Fenstern versuchten.

Gegen elf Uhr waren unsere Sicherheitsmaßregeln beendigt. Die Frauen befanden sich bereits auf dem Boden, nur wir Männer blieben noch im untern Raume, um die Wirkungen der kommenden Fluth eine Zeit lang beobachten und danach die etwaigen Folgen ermessen zu können. Der Sturm heulte grauenhaft; seine Gewalt mehrte sich mit jeder Viertelstunde. Auch trat die Fluth volle zwei Stunden früher ein, als sie der Berechnung nach unsere Küsten erreichen konnte, Beweis genug von der Gewalt der aufgewühlten Wasserwogen im großen Ocean. Schon um zehn Uhr stand die halbe Warft im Meeresschwall. Kein Nachbar konnte dem andern mehr beispringen, Keiner in dem Heulen, Rasen und Brüllen zweier empörter Elemente dem Andern zurufen. Nach elf Uhr schlug die Brandung mit solcher Gewalt gegen Thüre und Fenster, daß überall die Salzfluth durchsickerte und das Zimmer binnen wenigen

Minuten sich mit trübem Meerwasser füllte. Eine halbe Stunde später stand das Meer in gleicher Höhe mit dem Plateau der Warft, die sich bäumenden, übereinanderstürzenden Wogen zerbrachen die Wände, spülten den Ofen fort, zerschlugen die eichenen Pfosten und bahnten sich einen freien Weg mitten durch mein Besitzthum. Noch gewannen wir Zeit uns selbst zu den Unsrigen auf den Boden zu retten. Die Leitertreppe ward nachgezogen und sogleich mit Brettern benagelt, um sie im Falle der höchsten Noth als tragbares Floß benutzen zu können.

Springfluthen erreichen gewöhnlich eine Höhe von 20 bis 25 Fuß über den Ebbestand des Meeres, setzen also nicht nur die Halligen gänzlich unter Wasser, sondern überschwemmen die häusertragenden Warfthügel fast zur Hälfte ihrer Höhe. Dies hat jedoch keine Gefahr, da sich die Dauer einer regelrecht verlaufenden Springfluth fast bis auf die Minute berechnen läßt. Anders die Sturmspringfluthen. Sie sind Meteoren zu vergleichen, die plötzlich erscheinen, aller Berechnung wie aller seemännischen Erfahrung spotten und nur Befriedigung finden in ihrem dämonischen Rasen. Ihre Verwüstungen sind daher wahre

Erdrevolutionen, und nur dem Gegeneinanderrennen aus ihren Bahnen geschleuderter Weltkörper zu vergleichen. Ein sturmgepeitschtes Meer ist zugleich ein furchtbarer, staunenerregender und majestätischer Anblick, die Verheerungen einer Sturmspringfluth aber sind nur entsetzenerregend. Man glaubt den Untergang der Welt, die Wiedergeburt des Chaos vor sich zu sehen!

„Nie im Leben werde ich es vergessen,“ fuhr der greise Halligmann nach kurzem Schweigen fort, „was ich in jener Schreckensnacht gelitten habe. Jede neue Sturmwoge schlug ein Stück mehr von dem so fest gezimmerten Hause weg, so daß schon nach ein Uhr Morgens nur noch die unser schwankendes Dach tragenden Pfähle von dem eigentlichen Baue übrig geblieben waren. Dabei stieg die Fluth noch immer und mußte meiner Berechnung nach mindestens noch gegen zwei volle Stunden steigen. Das Heulen des Sturmes, das Brüllen der See war so sinnbetäubend, daß wir uns nur noch durch Zeichen verständigen konnten. Um nicht fortgeweht zu werden, banden wir uns gegenseitig fest an die Leiter, befestigten die Wiege der Kinder daran und erwarteten so unser Schicksal.

„Die Verwüstungen auf den weiter seewärts gelegenen kleineren Halligen mußten schrecklich sein; denn wenn von Zeit zu Zeit ein heller Mondstrahl die stürmische Fluth matt überglänzte, sah man weit hin das Wogenfeld mit Häusertrümmern, mit treibendem Vieh, mit Hausrath bedeckt, und oft konnte man Menschengestalten mit flatternden Haaren auf solchem treibenden Gute schaudernd entdecken.

„Lange widerstand das sehr fest geflochtene Strohdach meines Hauses dem Rütteln und Zausen der Windsbraut, endlich aber bohrte sie sich doch ein, und nun flogen die festen Schauben wie Schneeflocken um uns, daß wir Mühe hatten uns vor Beschädigung zu hüten. Bald stand nur das Sparrwerk noch, und wovor wir bis dahin verschont geblieben waren, der stete Anblick des stürmenden Meeres, der in solcher Lage entmuthigend wirken, unsere Kräfte erschlaffen, uns versteinern mußte, lag jetzt unverhüllt vor Aller Augen!

„Mein Weib, gottergeben und frommgläubig, betete. Hanna suchte die Kinder gegen die salzigen Schauer zu schützen, die in kurzen Zwischenräumen unsere zitternde Arche überschütteten. Ich und meine Söhne gaben Acht auf die Schwan-

kungen des Pfahlwerks in der Warft und auf die Bewegung der Wogen. Hielt das Erdwerk der Warft bis die Fluth wieder sank, so konnten wir uns für gerettet halten; wo nicht, dann theilten wir das Loos von Tausenden in dieser todesreichen Erdennacht.

„Wie ein todeswürdiger Verbrecher dem entscheidenden Spruche seiner Richter entgegenharren mag, so warteten wir auf den Moment der größten Springfluthhöhe. Schon konnten wir Männer mit ausgestrecktem Arm die rollenden Wogen erreichen und noch immer war die Fluth im Steigen begriffen. Schwoll sie noch einen Fuß höher an, so überströmte sie unser Asyl und spülte uns erbarmungslos in die wirbelnde Tiefe hinab.

„Noch eine bange halbe Stunde und der entscheidende Augenblick kam. Schwarzen Gebirgen ähnlich, deren oberster Kamm mit Schnee bedeckt ist, rollten die ungeheuren, unübersehbaren Fluthwogen heran. Wir sahen sie, da die Wolken seit Mitternacht höher zogen, deutlich aus ziemlicher Ferne nahen. Auf das frühere oder spätere Zerbersten des Wogengebirges kam jetzt Alles an. Brachen diese fürchterlichen Gebirge, bevor eins

derselben uns erreichte, so konnten wir uns halten. Bisher waren nur die Trümmer solcher Wogen an uns herangetrieben und hatten ihre Schaumschauer über uns ausgegossen, jetzt aber rollten sie immer näher, wurden immer höher, weil die nachdrängende Gewalt der Hochfluth ihre Kraft verdoppelte. Endlich erkannte ich, daß die Wasser nicht mehr schwollen, sondern standen; allein der Sturm wüthete fort und die Gefahr blieb dieselbe.

„Plötzlich trat eine Pause im Sturme ein, d. h. rund um uns auf einem kleinen Raume tobte er nicht, wohl aber hörten wir sein Rasen und Pfeifen vor und hinter uns. Im Westen glänzte Mondschein auf dem Meere, der helle Schimmer verschwand und die Nacht, eine Nacht finsterer denn je stieg aus dem Meere am Horizonte wieder auf. Sie kam näher, immer näher — ein Brausen und Sausen, wie wir's noch nie gehört in den durchlebten Stunden der Angst, erfüllte die Luft, als ob aus dem Schooße der Tiefe ein zweiter Orkan aufsteigen wolle. Abermals brach der Mond durch das Gewölk, und nun sahen wir stieren Auges, während unser Haar vor Entsetzen sich bäumte, soweit die Blicke reichten, eine stahl-

graue Wogenwand von der See heranrollen, als hätte das Weltmeer sich bis zum Zenith emporgerichtet, und wolle Inseln und Festland auf ewig bedecken!

„Klammert Euch fest an die Leitertreppe!“ schrie ich mit aller Kraft der Stimme den Meinigen zu, indem ich selbst ein Gleiches that. Das fürchterliche Gebirge näherte sich auf den Flügeln des Sturmes. Es mochte noch hundert Fuß von uns entfernt sein, als der glänzende Silberkamm thurmhoch in weißen Säulen gen Himmel spritzte, die unermeßliche Woge zerbarst und als brodelnder, Alles in seine Wirbel begrabender Schaum gegen uns heranschwalgte. Der rasende Strudel erfaßte, begrub uns, ehe wir uns besinnen konnten. Herabstürzend in das Wogengrab hörte ich noch das Krachen des Gebälkes, das der wüthende Schwall zerschlug. Dann verließen mich die Sinne, wie lange, wer mag es wissen! — — —“

Der Greis verhüllte sein Gesicht und dicke Thränen rollten über seine Finger herab auf das weiße Gewebe, das der Tisch bedeckte. Sein Sohn sah schweigend und ernst vor sich hin; ich lauschte mit angehaltenem Athem.

Als der alte Seemann seiner Bewegung Meister geworden, fuhr er mit gedämpfter Stimme also fort:

„Mein Erwachen, werther Herr, war traurig und wahrlich, Gott wolle mir vergeben, wenn ich sündige, in jenem Augenblicke, als damals der Herr mir die Augen wieder öffnete, hätte ich wohl gewünscht, ein Paar Faden tief auf den Algen des Meeres zu ruhen bei den zahlreichen Opfern, welche der Sturmfluth erlegen waren.

„Eine fahlgraue, gräßlich wogende See tobte rund um mich. Die Treppenleiter war zerschlagen und durch Zufall an einem Pfahle, der über die Fluth emporragte, hangen geblieben. Die Schwere unserer Körper hatte sie gehalten, denn sie ruhte auf einem halb fortgespülten Heuhaufen, wie wir sie auf den Warften für die Winterszeit aufzuschichten pflegen. Hanna's Bande waren nicht zerrissen, wie die der Andern. Ihren Körper hoben und senkten die Wogen, nur Kopf und Brust waren frei, und obwohl sie nicht athmete, glaubte ich doch Leben in ihr zu entdecken. Meine drei Söhne, mein braves Weib, die beiden kleinen Kinder, das gerettete Vieh: Alles, Alles hatte die erbarmungslose Fluth fortgespült, begraben! —

„Seeleute müssen sich schnell fassen, sonst sind sie ewig verloren. Was ich verloren hatte, wußte ich, das möglicherweise zu Erhaltende lag aber nahe vor mir und darauf richtete ich zuerst mein Augenmerk. Die Fluth sank, der Sturm hatte seine wildeste Kraft verloren. Ich rief Hanna bei Namen, ich rieb ihr Schläfen und Brust, ich blies ihren kalten bleichen Lippen Odem ein. Mein Bemühen blieb nicht fruchtlos. Die Scheintodte regte sich, athmete schwer auf, erwachte endlich. Aber, Gott im Himmel, welch ein Erwachen, welch eine Rückkehr zu vollem Bewußtsein war dies! — Lassen Sie mich schweigen von den Jammerscenen, die nun folgten; von dem Weheruf der Mutter, die ihre Kinder suchte und nie wiederfand; die nach ihrem Gatten bittend die Hände ausstreckte und doch sein Angesicht niemals wiedersehen sollte; die Trost suchen wollte bei der frommen Schwiegermutter und das treue, milde Auge der Geliebten nirgend auf Erden wiederfand! — —

„Wir waren gerettet, die Einzigen aus unserm Hause, von unserer Familie, die in jener Nacht auf den Halligen weilten; denn leider fanden auch sämmtliche Verwandte und Geschwister Hanna's damals in den Fluthen ihren Tod! —

„Achtzehn volle Stunden mußten wir armen Schiffbrüchigen ausharren, bis uns Rettung kam. Daß wir diese Zeit überlebten, ist mir noch heut ein Wunder, denn die Nacht war kalt, der darauf folgende Tag rauh. Dennoch blieben wir Beide gesund und am Leben. Die Körper unserer Lieben haben wir mit keinem Auge je wiedergesehen. Das empörte Meer hat sie in unsichtbare Atome zerschlagen oder weit hinaus in den Ocean fortgeschwemmt. — —

„Die Festlandsfriesen ließen uns die freundlichste Pflege angedeihen, und obwohl auch dort das Meer entsetzliche Verwüstungen angerichtet, Häuser und Felder zerstört und zahllose Menschenleben gefordert hatte, nahmen sich die gleich uns betrübten Brüder unserer doch mit wahrhaft christlicher Liebe an.

„Man glaubte damals allgemein, die Halligen würden ganz untergegangen oder doch so zerstört sein, daß sie nie wieder von Menschen bewohnt werden könnten. Auch ich theilte Anfangs diese Meinung. Als sich aber die Fluth verlaufen hatte, der klare, blaue Himmel wieder gnädig über die Erde sich wölbte und über den grauen Wattenfeldern die bekannten Erdflächen wieder sichtbar

wurden; da erfaßte uns ein wunderbares Heimweh. Kein Gott hätte mich auf dem Continent gehalten. Ich mußte wissen, wie es dort aussah, wo ich geboren worden war; ob es wohl möglich sein würde, auf dem überfluthet gewesenen Heimathboden noch einmal eine feste Hütte zu erbauen. Denn das Menschenherz, lieber Herr, ist ein gar wundersames Ding. Es zieht ihn, und mag er ein halbes Jahrhundert in paradiesischen Gefilden verlebt haben, zuletzt doch wieder dahin zurück, wo er das Licht der Sonne erblickt, den ersten Gotteshauch auf dieser Welt mit durstiger Lippe eingesogen hat.

„So hielt es denn auch mich nicht lange auf dem Festlande. In einfachem Nachen ruderte ich mich hinüber nach der vaterländischen Hallige. Ich fand die Warft bis auf ein paar unscheinbare Brocken fortgeschwemmt, die Stützbalken meines Hauses zertrümmert. Aber der Erdfleck, wo es gestanden, wo ich so viele glückliche Stunden verlebt hatte, der war noch vorhanden, den hatte der gnädige Gott mir erhalten, und da sank ich denn dankend in meine Kniee und gelobte dem Ewigen, fleißig, fromm und ehrlich das zerstörte

Leben wieder von Neuem zu beginnen, wenn er mich dazu ausrüsten wolle mit seiner Kraft.

„Und hatte ich denn nicht Ursache zu danken aus vollem überströmendem Herzen? Freilich war ich ärmer geworden um Vieles; ich hatte mein Weib, drei Söhne und zwei liebe Enkel verloren, allein sie waren doch Alle den Tod der Gerechten gestorben. Drei Söhne aber, eine Tochter und eine tugendhafte Schwiegerin lebten mir noch, ich fühlte mich gesund, und so war es ja meine Pflicht zu schaffen und zu wirken, dieweil ich noch Kraft dazu besaß.

„So begann ich denn mit Gottes Hilfe abermals eine Warft zu erbauen, fester und höher, als die zerstörte war. Auf ihr errichtete ich dies Haus, und Gott gab seinen Segen zu meinem Thun. Zwar raubte mir später die tückische Woge in fernen Zonen noch zwei Söhne, Einen aber ließ sie mir, und — Dank und Preis sei Gott dafür — dieser Eine und Letzte, es ist ein braver Junge! Meine Schwiegerin blieb mir treue Haushälterin, meine Tochter fand ebenfalls ihr Unterkommen, der da verheirathete sich gut, machte sein Glück auf der See, wie auch ich stets bereichert heimkehrte von späteren Reisen, und so rufen wir denn,

wenn wir einmal jener schweren Prüfungstage gedenken, aus vollem, von Dank überfließendem Herzen aus: Der Herr hat Alles wohl gemacht!"

Es war spät geworden während dieser Erzählung. Hanna, deren blasses, leidendes Gesicht einige Male durch die Thürspalte geblickt hatte, trat wieder ein und begab sich an ihren gewöhnlichen Platz am Ofen, wo sie eine weibliche Arbeit zur Hand nahm. Das Gespräch wandte sich jetzt heiteren Gegenständen zu, wodurch die Eindrücke der so tragischen Katastrophe zum Glück wieder etwas verwischt wurden. Erst gegen Mitternacht geleitete mich der vielgeprüfte Halligmann nach meinem Schlafgemach.

Am nächsten Morgen ward ich schon früh geweckt. „Entschuldigen Sie, werther Herr," redete mich der Seemann an, „Sie kennen jedenfalls das Sprichwort: Wind und Fluth warten auf Niemand. Da nun die Fluth bereits eingetreten ist und der Wind, jetzt allerdings noch flau, sich später wohl auch noch bemerkbar machen wird, möchte ich, als alter Capitain, Ihrem Dithmarschen doch keine Blöße geben. Sie äußerten gestern, daß Sie heut nach den Inseln wollten. Auf diese Aeußerung fußend werfe ich Sie mit Ihrer Er-

laubniß auf gut Nordfriesisch so zu sagen zur Thür hinaus, doch nicht als Feind, sondern als Freund. Bevor Sie jedoch an Bord gehen, frühstücken Sie in der Eile noch mit mir. Ich begleite Sie dann an den Strand. Mein Sohn ist schon vorausgeeilt, um Ihr Kommen dem Dithmarschen anzumelden. Er wird sich, sollte es auch ein zehn Minuten länger dauern, als verabredet worden ist, bei dem gereis'ten Steuermanne nicht langweilen."

Eine so freundliche Einladung abzuschlagen, wäre mehr als unhöflich gewesen. Ich folgte meinem Wirthe, der indeß als ächter Seemann doch keine Ruhe am Frühstückstische hatte. Er stand schon fix und fertig angekleidet vor mir, während ich noch freundlich dankende Worte an die edle Dulderin, Hanna, richtete. Rasch empfahl ich mich, um an Bord zu eilen.

„Ist heut guter Segelwind?" fragte ich meinen Jollenführer.

„Ja, Herr, wenn er nicht kentert," versetzte dieser ächt dithmarsisch trocken.

Ich stieg an Bord. Der Sohn des Halligmanns schüttelte mir die Hand zum Abschiede. Als der Wind die Segel blähte und wir vom Lande abdrehten, zog der Greis seine Mütze und

rief mir nach: „Glückliche Reise, Herr, und wenn Sie dereinst wieder in die Halligen kommen sollten, vergessen Sie nicht an die Thür meines Hauses zu klopfen. Oeffne ich dann auch nicht selbst, so thut's doch wohl der da (auf seinen Sohn zeigend), Hanna oder einer von meinen Enkeln. Gott sei mit Ihnen!"

Der Wind trieb unser Fahrzeug rasch in die See hinaus, den Alten aber sah ich neben seinem Sohn noch lange am Strande stehen und den Lauf unsers Schiffes verfolgend. Als er endlich langsam seiner Warft zuschritt, schnalzte der Dithmarsche mit der Zunge und sagte: „Das ist ein Mann, ein ganzer Kerl. Es brauchte sich kein Kaiser zu schämen, den Hut vor ihm abzuziehen!"

III.

Ein Besuch auf dem Düneneilande Sylt.

Wanderskizze.

1.

Bildung der Insel und ihre jetzige Ansicht vom Meere aus.

An einem hellen, sonnig-warmen Julimorgen des Jahres 1849 bestieg ich bei anschwellender Fluth im Wycker Hafen auf Föhr eine kleine Jolle, um nach Sylt überzufahren. Ungeachtet des lebhaften Verkehrs der Inselfriesen untereinander besteht doch keine geregelte Schiffsverbindung zwischen den Inseln. Nur mit dem schleswigschen Festlande erhalten täglich übersetzende Fährschiffe eine dürftige Correspondenz. Allein auch diese ist unzuverlässig, da Wind und Wetter gar oft unerwartete Störungen veranlassen. Am ungeregeltsten ist der Verkehr mit Sylt und den übrigen Frieseninseln. Wer nicht Zeit hat, eine



zufällig rückwärts gehende Jacht abzuwarten, die etwa von Husum Torf nach Sylt bringen soll und Wyck angelaufen ist, der muß für ein eigenes Fahrzeug sorgen.

Ungeregelter noch als gewöhnlich war diese spärliche Schifffahrtsverbindung zwischen Föhr und Sylt im Sommer 1849. Ich war der zweite oder dritte Fremde, der den unsichern Archipelagus der Westsee mitten im Dänenkriege besuchte, und als ich eine Schiffsgelegenheit nach Sylt begehrte, machten die Leute große Augen. Osterlandföhr war gut deutsch gesinnt, mit Ausnahme vielleicht weniger wohlhabender Hausbesitzer in Wyck, die schiefe Gesichter zogen beim Anblicke ihrer hübsch eingerichteten, jetzt leer stehenden Wohnungen für Badegäste. Es fehlte nicht viel, daß mich die Leute für einen dänischen Spion gehalten hätten, da sie nicht begreifen konnten, was ein Deutscher in so kriegerischen Zeitläufen auf der abgelegenen Insel zu suchen habe, die ihrer Meinung nach keines Trittes werth war. Die Mannschaft eines schleswig-holsteinschen Kanonenbootes, mir von früherem Besuche her zum Theil bekannt, rettete mich glücklich von diesem Verdachte und machte die Anfangs sehr einsylbigen Wycker ziemlich ge-

sprächig, besonders als ich mich nicht weigerte, eine Kegelpartie anzunehmen. Denn nirgends in Deutschland spielt man leidenschaftlicher und allgemeiner Kegel, als im Herzogthum Schleswig.

Durch Vermittelung des gefälligen Wirthes hatte ich einen kundigen Schiffer ausfindig gemacht, der mir denn auch bereitwillig sein Fahrzeug — „Prachtschiff" nannte er es — gegen gute Bezahlung zur Verfügung stellte. Dieser alte Inselfriese war ein köstliches Original, Seemann durch und durch, grob wie Bohnenstroh, stolz wie ein Seekönig und ohne alle Manieren. Er lebte, wie er mir in seltsamer Sprachenmengung erzählte, kümmerlich vom Robbenfange, meinte aber, daß es ihm ein Leichtes sein würde, ein Linienschiff herzustellen so groß und schön wie der in die Luft geflogene „Christian VIII.," besäße er alle die Schätze, die er in seiner Jolle schon über See geführt habe. Auf diese Jolle war er ganz erstaunlich stolz, obwohl es ein jämmerliches, abgenutztes, hundertmal geflicktes Ding war, dessen Bord zu betreten ein Aengstlicher Anstand nehmen konnte. — „'s ist das beste Fahrzeug auf der ganzen Westsee," betheuerte der alte Friese, „und wenn's mal zu Grunde gehen sollte, so oder so, so ist der

Verlust unersetzlich; denn die neumodischen Schiffsbauer können solch ein Ding gar nicht mehr auf's Salzwasser setzen — da ist nichts im Wege!" Dabei spritzte er aus beiden Mundwinkeln den braunen Saft wohlgekauter „Priemchen," kniff die rothen kleinen Augen des zerwetterten faltenreichen Gesichtes pfiffig lächelnd zusammen und drückte seinen wachstuchenen spitzen Seehut fest in die von spärlichen grauen Haaren umflatterte Stirn.

Mit diesem Robbenschläger und „seinem Jong," der Matrose, Koch und Stewart in Einer Person war, machte ich mich auf den Weg. Wir hatten Anfangs leidlich guten Segelwind, kamen jedoch wegen der entgegenrollenden Fluth nur langsam vorwärts. Bei gutem Winde braucht ein Segelschiff von Wyck bis Morsum an der Ostküste von Sylt drei, höchstens vier Stunden. Um an dem flachen Strande Sylts landen zu können, müssen die Küstenfahrer genau auf Fluth und Ebbe achten und es so einrichten, daß sie entweder in der zweiten Hälfte der Fluth, die an diesen Küsten nordöstlich rollt, den Strand erreichen, oder in der ersten Hälfte der Ebbe, deren Stromzug die gleiche Bewegung hat. Verhindern dies conträrer Wind oder Windstille, so hat man das

langweilige Vergnügen, gewöhnlich im Angesicht der Insel auf den Schlickwatten liegen bleiben zu müssen, bis die Meereswogen nach sechsstündiger Ruhe wieder heranbrausen und die grauschwarzen Schlickfelder mit tiefem Wasser bedecken.

Ein solches Schicksal war auch mir beschieden, denn kaum tauchte die flache Küste Westerlandföhrs aus dem blaugrünen Meeresspiegel auf, als die matt geschwellten Segel an den Mast unseres „Prachtschiffes" klappten und der Wind nach Norden umschlug. Auf meine Frage an den Föhringer, wie lange wir wohl bei solchem Winde noch zu segeln hätten, steckte er ein neues Priemchen in den viereckten Mund, spie über Deck in den schäumenden Wellenkamm und versetzte mit unbeschreiblicher Gleichgiltigkeit: „Sechs bis acht Stunden, Herr, da ist gar nix im Wege." — In der That eine hübsche Aussicht! Wäre noch etwas zu sehen gewesen, eine abwechselnde romantische Küstenlandschaft mit malerischen, vielgestaltigen Bergformen, oder hätte man hoffen dürfen, entgegenkommenden Schiffen zu begegnen! Daran aber war nicht zu denken. Außer den seltsam gestalteten Wohnungen der Halligmänner, die gleich kegelförmigen Hügeln oder stumpfen Felsen mit dem

Unterbau ihrer Warften auf der goldglänzenden Fläche des Meeres schwammen und uns stundenlang im Gesicht blieben, entdeckte das suchende Auge nichts Fesselndes. Die Küste Schleswigs, flach und baumlos, glich am östlichen Rande der See einem endlosen schwarzen Streifen mit einigen erhöhten Punkten, den vereinzelt stehenden Kirchen nordfriesischer Marschdörfer.

Jens band seinen breitrandigen Spitzhut fest, denn der Wind ward mit jeder Minute frischer aus Norden, und wir begannen zu kreuzen. Es gibt nichts Langweiligeres, als das Laviren. Während man vorwärts zu kommen glaubt, segelt man doch insofern immer rückwärts, als nach jedem schrägen Ausschreiten zwei Schritte rückwärts folgen. Würde nicht bei allen Seemännern von Jugend auf die Geduld auf harte Proben gestellt und dadurch eben jene Ausdauer, Ruhe und Gleichgiltigkeit, oder richtiger, jener besonnene Gleichmuth in ihnen ausgebildet, der ein unbezahlbarer Schatz aller Schiffer ist, so müßten sie tausendmal auf ihrem gefahrvollen Lebenswege verzweifeln. Den Nordfriesen besonders ist dieser Gleichmuth, diese nie zu erschöpfende Ruhe, diese mit der Noth wachsende Ausdauer im höchsten

Grade eigen, was sich aus der Lage der Erdschollen, die sie bewohnen, erklärt. Diese Ruhe, Ausdauer und Gleichmüthigkeit machen sie aber auch unüberwindlich und verleihen ihnen jene zähe Widerstandskraft, die kein Feind brechen, kein noch so großes Unglück untergraben kann. Die Geschichte dieser friesischen Inselbewohner ist die Geschichte der bewundernswürdigsten menschlichen Beharrlichkeit und männlichen Entschlossenheit.

Ich hatte ein lebendes Beispiel vor mir an meinem Föhringer. Wie angewurzelt saß er am Steuer, die kleinen, mit Blut unterlaufenen Augen bald auf das Segel, bald auf das Spiel der Delphine oder „Tümmler,“ bald auf den Flug der Möven richtend, deren silberweiße Fittiche wie bewegliche Lichtflammen an der dunkelblauen Himmelsdecke aufleuchteten oder die glänzend grünen Wogen der hochaufrollenden Nordsee streiften. Als er gewahrte, daß mir die Zeit lang zu werden begann, erzählte er mir Seemannsgeschichten, Abenteuer aus seinem Leben, die er alle auf der zerbrechlichen Nußschale erlebt haben wollte, welche jetzt mit uns über die Wellen gaukelte. Jens war lange Jahre nach Grönland gefahren, schien nebenbei ein großer Verehrer des Schmuggelns

gewesen zu sein, und hatte sich erst in letzter Zeit, wo ihm die Augen in Folge vielen Nachtsegelns zu versagen begannen, auf den Robbenschlag gelegt. Dieser Robbenschlag war sein Tröster in aller Noth; denn jede seiner Erzählungen schloß der alte Seewolf mit den ermuthigenden Worten: „Wenn's Wasser abläuft, schießen wir Seehunde — da ist gar nix im Wege."

Die Sonne schoß glühend heiße Strahlen auf das glänzende Meer und ich war, um die Zeit zu tödten, schon nahe daran, in die schmale Coje der engen Kajüte zu kriechen, trotz der unangenehmen Atmosphäre in derselben, die ein seltsames Gemisch von den Ausdünstungen getrockneter Rochen — eine beliebte Delikatesse des Föhringers, deren Annehmlichkeiten er mir nicht genug anpreisen konnte — ranziger Butter und alten Thrans zu sein schien, als eine plötzlich in Nordwest sichtbar werdende Erscheinung meine Aufmersamkeit erregte. Es schien mir nämlich, als lege sich in meilenweiter Ausdehnung über die grüne Meerfluth ein silberweißer Teppich von so blendender Helle, daß man glauben konnte, es rühre diese Erscheinung von einer eigenthümlichen Strahlenbrechung des Sonnenlichtes her. Ich sann nach, woher

dieser mir unerklärliche weiße Schimmer wohl kommen möge, ohne nur annähernd dessen Entstehungsgrund entdecken zu können. Da sagte Jens beim Umlegen der Segel in seiner trockenen Manier: „Sylt schon in' Sicht, Herr — da ist nix im Wege." — — „Wo?" fragte ich. — „Da grad' aus, West zu Nord. Wenn Sie nicht blind sind, sehen Sie die Insel von Hörnum-Odde bis Morsum."

Der wunderbar glänzende, fast strahlende weiße Streif war die Kette der Sylter Dünen, ein Anblick so eigenthümlich, so mährchenhaft anziehend, daß ich gefesselt am Mast der Jolle stehen blieb und unverwandten Auges die immer klarer und in bestimmteren Umrissen aus der Meerfluth emporwachsende Frieseninsel betrachtete.

Es gibt tausend schönere, ungleich herrlichere und erhabenere Ansichten als diese letzte im Meere ruhende Schwelle deutschen Sandes, etwas Phantastischeres aber kann man sich kaum denken. Je näher uns die schäumende Welle dem Eilande trägt, desto mehr überrascht und fesselt uns der Anblick. Ich glaubte mich plötzlich in die unmittelbare Nähe eines Alpengebirges versetzt, dessen

schneeige Firnen, dessen eisige Schluchten, dessen weitgestreckte Schneegefilde hoch emporragten über die grünen Matten bewohnter Almen. Spitzen, Hörner, überhängende, kühn gebogene Nadeln, dann wieder in breiten Massen sich aufgipfelnde Zinnen — so stellte sich das Eiland dem Ansegelnden dar. Später, als wir der eintretenden Tiefebbe wegen etwa eine Seemeile von der Insel vor Anker gehen mußten, versuchte ich die in meinem Gesichtskreise liegenden Dünenhäupter zu zählen, und brachte deren hundert und einige dreißig zusammen. Bedenkt man, daß alle diese meist sehr spitz zulaufenden Kegel untereinander durch Sandflächen verbunden, auf denen nur spärliche Halme dünnen Sandhafers wurzeln, in vollem Sonnenlicht silberweiß glänzen, und daß sie, unmittelbar aus der Meerfluth aufsteigend, dreimal größer erscheinen, als sie wirklich sind, so wird man gern zugeben, daß der erste Anblick von Sylt den Anblick eines feenhaften Wunderlandes macht. — Meinem Föhringer Friesen entging dieser Eindruck nicht. Er schüttelte jedoch den Kopf und sagte: „'s ist all heel Sand, Herr — da ist nix im Wege.“ Damit wollte er andeuten, daß es eigentlich gar nicht der Mühe werth sei, die

größtentheils unfruchtbare Insel auch nur mit einem Fuße zu betreten.

Inzwischen waren wir leider genöthigt, den Anker fallen zu lassen, d. h. — um der Wahrheit die Ehre zu geben — des Robbenschlägers Sohn watete mit dem Anker eine gute Strecke ins seichte Meer hinein und suchte sich eine Stelle aus, wo der Anker sich bequem festhaken ließ. Eine Stunde saßen wir fast ganz auf dem Trockenen, vor uns im Westen die Insel mit ihren wunderbaren Dünenformen, rund um uns die schreckhaften, fast gespenstisch aussehenden Schlickwattenfelder, über deren schwarzgraue Beete ein Netz theils schmaler, theils breiter „Priehle“ und „Wehle,“ wie die zurückbleibenden Meeresbäche genannt werden, geworfen war.

Jens traf nun Anstalten zum Mittagsmahl, sein unappetitlich aussehender Sohn, der seit der Taufe mehr mit Thran als süßem Wasser in Berührung gekommen zu sein schien, fungirte als Koch, und nachdem auf furchtbar rauchendem Torffeuer gedörrter Rochen warm gemacht und aus abgestandenem Wasser sogenannter Thee bereitet worden war, erhielt ich die gastfreundliche Ein-

ladung, Theilnehmer dieses Göttermahles zu sein. Ich habe nie frugaler gespeist; auch gehörte wirklich der Appetit eines Seefahrers dazu, um das für gebildete Kauwerkzeuge unzermalmbare, thranig schmeckende Fleisch gedörrter Seerochen genießbar zu finden. Um jedoch den alten Friesen nicht zu erzürnen, der auf seines Jungen Kochkunst ungemein stolz war und mir das Delikate seiner Mahlzeit wiederholt anpries, erhob ich entschlossen „die Hände zum lecker bereiteten Mahle."

Nach Beendigung desselben legte sich Jens auf's Ohr, um Siesta zu halten, denn wir hatten leider Zeit genug; „sien Jong" krempelte sich die betheerten Unaussprechlichen auf, sprang über Bord und suchte nach Muscheln, Austern, Taschenkrebsen und anderen kostbaren „frutti di mare," wie der Italiener sehr bezeichnend das am Meeresgrunde lebende Ungeziefer nennt, das für uns Landratten eine so große Delikatesse ist. Mir selbst blieb nichts übrig, als, am Mastbaum gelehnt, eine Cigarre zu rauchen und mir die unnahbare Insel zu betrachten. Zum Glück hüllte die Stellung der Sonne und ein von Ost heraufziehendes Gewitter die Dünenberge in so oft

wechselnde farbige Gewänder, daß die Stunden bis zum Eintritt der Fluth noch schnell genug vergingen. Mit Sonnenuntergang trug mich endlich der leichte Kahn des Föhringers bei Morsum ans Land, wo schon ein friesisches Fuhrwerk mit leichtfüßigen Rossen meiner harrte, um mich auf staubigen Feldwegen, durch wogende Gerstenfelder nach dem Hauptort der Insel, dem hochgelegenen Keitum, zu führen.



2.

Gestalt der Insel. Die Dünenwelt.

Von allen Inseln der Westsee ist Sylt die am seltsamsten gestaltete. Während Föhr, Pellworm, Nordstrand Flachländer sind, kann Sylt für ein Hügelland gelten. Nur auf Amrum bilden ebenfalls ansehnliche Dünen eine hügelige Erhebung, die übrigen dünenlosen Inseln Nordfrieslands sind so flach und ragen so wenig über den Meeresspiegel empor, daß in frühern Zeiten, wo die Kunst des Deichbaues noch nicht so ausgebildet war wie heutigen Tages, jede bedeutende Springfluth einzelne Theile derselben überschwemmte. Ungewöhnliche Sturmfluthen bäumen sich in dieser Meeresgegend zu solcher Höhe auf, daß selbst die

ungleich höhere Südost- und Nordwestküste Sylts bisweilen von Salzwasserüberschwemmungen heimgesucht wird.

Ich habe schon angedeutet, daß dieses merkwürdige Inselbruchstück aus der Ferne einem Gebirgslande mit Alpenhörnern und Schneefeldern gleicht. Dieser gebirgige Charakter bleibt ihm auch bei näherer Betrachtung. Gegen Osten nämlich schiebt sich ein ziemlich schroff abfallendes Vorgebirge in die See hinein, wegen seiner felsenartigen Form Morsumkliff genannt. Für Mineralogen mag dies leicht der anziehendste Punkt der ganzen Insel sein; denn dieses Kliff besteht aus einer solchen Menge verschiedener Steine und Sandarten, zwischen denen wieder weißschimmernde Dünenhügel gelagert sind, daß es wirklich den Anschein hat, als habe an dieser wogen- und sturmumbrausten Kante germanischer Welt die Natur einer übermüthigen Laune gefröhnt. Thonschiefer, Granit, Porzellanerde, äußerst bituminöse Kohlenflötze, die ziemlich weit in die überflutheten Schlickwatten hinauslaufen, eine Menge versteinerter Conchylien, unter denen besonders häufig sogenannte Venusmuscheln vorkommen, sind auf Morsumkliff so merkwürdig und willkürlich durch- und

übereinander geschoben, daß sie mineralogischen Forschern wohl einiges Kopfzerbrechen verursachen mögen. Selbst das „Schmiedezeug Vulkans“ scheint diese Erdbrocke nicht unberührt gelassen zu haben; denn Spuren basaltischen Gesteins sind hie und da ebenfalls zu bemerken.

Von dieser östlichen Klippe, die sich am höchsten Punkte wohl gegen fünfzig Fuß über das Meer erheben mag, hat die Insel bis zum äußersten Nordweststrande eine Breite von anderthalb deutschen Meilen. Südlich und nördlich haben die Fluthen das Erdreich tief ausgespült, so daß die Breite schnell abnimmt und beide Enden der Insel schmale, an vielen Stellen kaum eine Viertelmeile breite Erd- oder vielmehr Sandzungen bilden. Diese Ausläufe sind von bedeutender Länge und mögen von Nord nach Süd gemessen zusammen leicht an fünf Meilen halten. Gegen Nordwest, wo die Insel ihre höchsten Erhebungen hat, tritt das Land den Wogen der Nordsee in sanft geschwungener Bogengestalt entgegen, und so ähnelt denn die ganze Insel einem verschobenen, stark gedrückten T.

Keitum, der Hauptort der Insel und Sitz des Landvoigts, liegt ziemlich in der Mitte des

etwa eine Stunde breiten, in südöstlicher Richtung ins Meer hineingreifenden Erdarms. Um die freundlichen Häuser dieses saubern Ortes liegen in geringer Entfernung die Dörfer Groß- und Kleinmorsum, Archsum und Tinnum, mit Morsum- und Keitumkirche. Wie auf Föhr, liegen auch auf Sylt die Kirchen nicht in den dörflichen Häusergruppen, sondern einsam zwischen den Feldern. Dies scheint altfriesische Sitte zu sein, entstanden durch die geographische Lage des Landes und die dadurch gebotene Beschäftigung ihrer Bewohner. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten die Inselfriesen mit sehr geringen Ausnahmen fast nur von der Schifffahrt, ganz besonders die Föhringer und Sylter. In den letzten acht bis neun Decennien ist dies anders geworden, indem Ackerbau und Viehzucht bei den Insulanern sehr in Aufnahme gekommen sind. Regelmäßige Leuchtfeuer unterhielten die Nordfriesen nicht an ihren stürmischen Küsten; selbst heutigen Tages gibt es weder auf Föhr, noch auf Sylt Leuchtthürme, obwohl man seit längerer Zeit mit Plänen umgeht, dergleichen unentbehrliche Merkzeichen zu errichten. Für die alten friesischen Seefahrer waren daher die grauen Zinnen der

einsam stehenden, ziemlich hohen und weithin sichtbaren gewaltigen Kirchthürme auf Föhr und Sylt die sichersten Leitsterne in diesen Meeresstrecken, wie denn noch heutigen Tages eine gewisse Art der Peilung der drei höchsten Thurmspitzen auf genannten beiden Inseln ansegelnden Schiffen das klippenlose Fahrwasser bezeichnet.

Die Ankunft eines Reisenden auf der einsamen Insel mag zu jeder Zeit Aufmerksamkeit erregen, im Sommer 1849, während des Dänenkrieges, war sie ein Ereigniß. Das ganze Jahr hindurch hatte kein Deutscher die Insel betreten, außer ein paar in allen Orten längst bekannten Jüngern Merkurs, die Geschäfte halber von Hoyer herüberkamen. Es lief daher die Kunde von der Ankunft eines Fremden wie ein Lauffeuer noch denselben Abend durch den ganzen Ort, und als ich am nächsten Morgen ausging, um Briefe mir befreundeter Schleswiger abzugeben, war ich nicht wenig verwundert, mich allerwärts als Hauptmann begrüßt zu sehen. Alle meine Versicherungen, daß ich auf die Ehren eines Kriegers keine Ansprüche zu machen habe, halfen nichts. Der Strandbauer hatte mich einmal als einen Hauptmann aus Deutschland eingeführt, und so mußte ich es denn bleiben.

Mein Wunsch, einen kundigen Begleiter in die Dünen zu erhalten, ward sogleich erfüllt. Gastfreundschaft und gefälliges Entgegenkommen sind allen gebildeten Friesen eigenthümlich, und da auf dieser nordischen Erdbrocke ein hoher Grad von Bildung heimisch ist, so findet man beide liebenswürdige Eigenschaften in jeder Hütte. Vom herrlichsten Wetter begünstigt, rollte ich in Begleitung eines ehemaligen Schiffskapitains auf leichtem Wagen durch die langen Häuserreihen, die mit ihren braungelben, sammetartigen hohen Strohdächern, den hellgrünen Giebeln, Fensterrahmen und Thüren, umhegt von flüsterndem Gesträuch, ungemein einladend aussahen. Hinter Tinnum, in dessen Nähe ein noch vorhandener hoher Erdwall die Stätte andeutet, wo in frühern Jahrhunderten die Burg von Tinnum stand, die eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Sylts, ja der Inselfriesen überhaupt spielt, erreichten wir sehr bald das unfruchtbare Dünenland. Außer einigen Wiesen, die eben abgemäht wurden, bringt hier die Insel nichts mehr hervor. Aber auch der geringe Graswuchs mag häufig genug durch Meer- und Sandfluth unbrauchbar gemacht werden; wenigstens klagten die Arbeiter, daß die Fluth oft

„überlaufe," wie sie sich ausdrückten, oder daß lange wehende Südwestwinde die Dünen beweglich machten, und trotz aller Vorkehrungen sie dann doch um den Futterertrag brächten.

Ich fürchtete anfangs, das Dünengebirge werde bei größerer Annäherung an dasselbe sehr verlieren, da ja die Höhe dieser Sandkegel verhältnißmäßig unbedeutend ist und selbst die höchste der wunderlich geformten Kuppen gewiß nicht mehr als etwa 140 Fuß über die Meeresfläche emporragt. Zu meiner großen Freude und nicht geringen Ueberraschung war dies jedoch nicht der Fall. Erschien die Dünenkette in etwa stundenweiter Entfernung als mächtiges, kahles Gebirg, grünlich beschattet, wie mit dichtem Gebüsch bedeckt, oder zeigte sie in vollem Sonnenglanz die blendende Helle weit ausgedehnter Schneefelder; so verlor sich in unmittelbarer Nähe zwar diese täuschende Aehnlichkeit mit einer Alpenlandschaft, der Charakter grotesker Formation dagegen blieb ihr fortwährend, und ich meinte immer ein hohes, breites Gebirge vor mir zu haben, obwohl das monotone Geräusch der Brandung hinter den Dünen ganz deutlich zu vernehmen war.

Bei Rantum, einem Orte, der gegenwärtig nur noch sieben Häuser zählt, pflöckten wir unser Pferd an im Hofe des Strandvoigts, ohne daß irgend Jemand dagegen Einspruch that. Die wenigen Leute des Oertchens waren bei der Heuernte an den Dünen beschäftigt, der Strandvoigt selbst hielt, wie wir bei einem Blick in's Innere des blinkerblanken Hauses bemerken konnten, Mittagsruhe. — Rantum lag früher viel westlicher, also hinter der jetzigen Dünenkette. Die Verheerungen der Sturmfluthen aber, deren unwiderstehliche Gewalt Scholle um Scholle fortriß und endlich auch den Ort selbst zu zerstören begann, nöthigten die Einwohner, ihre Häuser abzubrechen und weiter östlich sich anzusiedeln. Damals war Rantum ein ansehnliches Dorf mit eigener Kirche. Jetzt sind davon im ruhelos wandelnden Dünensande nur noch unförmliche Trümmer zu entdecken.

Fesselt den Fremden der Anblick des Dünengebirges, so wird er vollends überrascht in dem Augenblick, wo er einen der spitzen Kegel betritt, die über die wallförmige Erhebung der meilenlangen Dünenwand emporragen. — Die Aussicht von dem Gipfel eines solchen Sandkegels ist, ich



will nicht sagen großartiger, aber in gewisser Hinsicht doch vielleicht noch ergreifender als von einem eisigen Alpenhorn. Auch in den Alpen umgiebt uns zunächst Todesöde, oder ein unübersehbares Chaos erstarrten Naturlebens; dennoch fühlen wir nicht so tief und beklemmend die völlige Verlassenheit der Creatur, wie inmitten der unabsehbaren Sandwüste einer- und der brausenden Meereseinsamkeit andererseits. Gen Nord und Süd, so weit das Auge reicht, nichts als Sandkegel über Sandkegel sich thürmend, dazwischen steile, tiefe, hier enge, dort weite, hier trichter-, dort muldenförmige Thäler, in denen der Seewind auf den zitternden Halmen des Sandroggens seine trüben, melancholischen Weisen pfeift. Nirgends ein Laut, eine Spur animalischen Lebens. Nur wenn dein Fuß von den steilen Gipfeln in die Thäler hinabsteigt und dabei bisweilen im feinen Dünensande fußtief einsinkt, oder wie auf rollenden Schneemassen eilig hinabrutscht in die brütend heiße Tiefe, nur dann vernimmst du wohl da und dort das warnende Klopfen eines Kaninchens, oder ein furchtsamer Hase eilt scheu durch die raschelnden Binsen des Sandhafers, oder es fliegt auch der Spottvogel dieser Einöde, die Lachmöve, von Thal

zu Berg, mit kichernden Gelächter dich neckend und verfolgend.

Obwohl die Kette des Dünengebirges nicht sehr breit ist, besitzt es doch Mannigfaltigkeit und überraschende Abwechselung. Die Aussicht auf das Meer, dessen weißschimmernde Brandung die Westküste des Eilandes mit breitem Silbergürtel umschlingt, ist unaussprechlich schön, am schönsten bei Sonnenschein, in stiller Mondnacht und im wilden Wetter des Sturmes. Aber auch die Dünen als solche gewähren trotz ihrer grauenvollen Oede nicht geringe Unterhaltung; ja es wollte mir scheinen, als besäßen sie gerade in dieser trostlosen Verlassenheit, in der gespenstischen Stille, die über den tiefen Sandkesseln brütet, eine fesselnde Zauberkraft, die unsichtbare Kreise um den Fuß des Menschen schlingt. Und in der That webt im Innern dieser Dünen ein eigenthümliches Leben, das sogar Anspruch auf romantische Färbung machen darf.

Dies gilt besonders von der unstreitig wüstesten Strecke des Sylter Dünengebirgs, von Hörnum-Odde. Hier, wo die Stürme am heftigsten brausen und wo vielleicht nie völlige Windstille geherrscht hat, hier bekommt die Dünenwelt recht

eigentlich erst Leib und Seele. Die Sandkegel, welche der Seewind nach Laune formt, sind keine festen, an der Scholle wurzelnden Berge, es schafft und arbeitet in ihnen ein gespenstisches Leben, das sie zu ruhelosem Wandern zwingt. Kein Tag, vielleicht keine Stunde vergeht in diesem unheimlichen Dünenwinkel, wo das Land nicht eine andere Gestalt gewinnt. Gleich den Schneewehen auf den Alpen thürmt sich hier der staubfeine Sand zu festen, hohen Kegeln auf, bricht in der nächsten Nacht zusammen, verschüttet tiefe Thäler und schreitet geisterhaft, geräuschlos, bald da bald dort hin. Diesem Leben in der Dünenwelt haben auch die ehemaligen Bewohner von Hörnum weichen müssen.

Der Dünengeist hat die Bewohner theils in sein weißgelbes Leichentuch gehüllt, ihre Hütten verschüttet, ihre Gärten und Felder zertreten, theils sie für immer vertrieben. Und nicht zufrieden mit der Verwüstung blühender Ländereien, beginnt er auch den Kampf mit der brüllenden Meereswoge, indem er seine Riesenfüße trotzig in die weiße Brandung setzt und Sandberg nach Sandberg aufbaut, wie die halb verschütteten Schiffstrümmer auf Hörnum-Odde beweisen, die in großer Menge

aus den Dünen hervorragen. Auch bleiche Menschengebeine finden sich hie und da in der säuselnd fortrollenden Sandwelle, denn Zahllose fanden an diesem Geisterkap ihren Tod zwischen dem Schaum der Brandung und dem weichen Grabtuche des Sandes.

Es muß überraschen, in dieser von den Insulanern fast nie betretenen Einöde Thäler mit kleinen Seen zu entdecken, welche wohl großentheils durch das vom Sande zurückgedrängte Meer entstanden sein mögen. In regenreichen Sommern bilden diese Dünenthäler eine nicht unfreundliche Landschaft, indem alsdann die innern festen Thalwände mit einer eigenthümlichen, dicht am Boden fortkriechenden saftiggrünen Pflanze überzogen werden, welche heidelbeerartige Früchte trägt. Auch an den Außenwänden der Dünenkegel haftet diese Pflanze und verleiht ihnen jenes frische Ansehen, dessen ich schon Erwähnung gethan und das sie bewaldet erscheinen läßt. Auf den stillen Weihern in der Tiefe aber sonnt sich die Möve oder die kaspische Seeschwalbe und die Bergente, die, eine Abart der Eidergans, auf Sylt sehr häufig vorkommt und von den Einwohnern fast abgöttisch verehrt wird.

Wandert man in dieser Wüste umher, was mit weniger Beschwerlichkeit verbunden ist, als man glauben sollte, indem die meisten Dünen aus sehr festem Sande bestehen und nur an den Absenkungen lockere Bildungen zeigen, in welche der Wanderer freilich tief einsinkt, so begegnet uns fast auf Schritt und Tritt eine dem feinen Sande leicht, aber deutlich erkennbar eingedrückte kreisrunde Figur. Ihre Entstehung läßt sich nicht gleich erklären, weil man die Ursache derselben gar nicht entdeckt. Man kann versucht werden, die räthselhafte Figur für den Tritt des Dünengeistes zu halten, der eine sichtbare Spur seiner Herrschaft in dem ihm unterworfenen Reiche zurückgelassen hat. Hört man gar die wunderbaren Erzählungen der Sylter von dieser Sandeinöde, so kann man vollends nicht zweifeln, daß unheimliche Gewalten ihr Spiel daselbst treiben und den Menschen mit feindlichen Fittichen unsichtbar umgeben.

Still ist es, wie gesagt, auf dem schmalen Südende Sylts niemals; wenn aber auch die Brandung einmal schweigt und kein Windhauch die Oberfläche des Sandes kräuselt, immer vernimmt doch ein horchendes Ohr das Geflüster

eines unerklärlichen Geräusches. Es ist kein bestimmter Laut, und doch klingt ein vibrirender Ton in der sonnigen Tiefe, wie auf dem weiten flachen Dünenfelde. Es zirpt und wimmert ewig in dieser unfruchtbaren Oede, und um so lauter, geisterhafter, wehklagender, je stiller das Meer, je ruhiger die Luft ist. Woher dieser Ton, dieses geheimnißvolle Leben mitten im Felde des Todes? Dem Forschenden bleibt die Ursache nicht lange verborgen. Auf allen Dünen wurzelt außer dem eigentlichen Sand- oder Dünenhafer, auch Sandroggen genannt, eine Binsenart, die ihr spinnfädenzartes Wurzelgewebe in kaum sichtbaren weiten Netzmaschen über alles Dünenland ausbreitet. Zart wie diese Wurzeln, die übrigens sehr fest im Sande haften, ist die Binse selbst. Dabei schießt sie ziemlich hoch auf, hat eine nadelfeine Spitze, wird aber frühzeitig vom Winde niedergebeugt, so daß sie in zierlichem Bogen auf dem Sande steht. Der geringste Hauch bewegt sie gleich einer Flaumfeder und treibt sie in raschen Schwingungen um ihre eigene Achse. Da nun Millionen dieser zarten Binsenfasern auf den Dünen wachsen und diese in ewiger Bewegung sind, so erzeugt das Spiel des Windes mit ihnen jenen klingenden,

scharfen Ton der Klage, den man fortwährend vernimmt, und die feine Spitze der Binse zeichnet die hunderttausend Kreislinien auf die Oberfläche des Sandes, die uns mit so wunderlichem Auge ansehen.

Die grandioseste und zugleich romantischste Wildniß in den Sylter Dünen liegt auf der äußersten Südspitze von Hörnum. Die leuchtenden Sandkegel bilden hier ein ansehnliches Thal, in das ein schmaler Meeresarm einschneidet. Vor Jahrhunderten war dieser Meeresarm ein guter, vor den Stürmen geschützter Ankerplatz, jetzt ist er versandet und kein menschlicher Fuß verirrt sich leicht in die verrufene Gegend. In Geschichte und Sage der Insel spielt dieselbe jedoch eine bedeutende Rolle. Es lebt kein Eingeborener auf Sylt, der nicht Kressenjakobsdäl und die wilden Abenteuer von Kressenjakobsdäl's Söhnen kennte. Als nämlich die verwüstenden Sturmfluthen in einer Novembernacht des Jahres 1436 die blühenden Gefilde von Alt-Rantum nebst der schönen Westerseekirche zerstört hatten und der größte Theil der Einwohner ertrunken war, setzte sich ein Rest kühner Seefahrer auf der Südspitze, an jener Meereinbuchtung fest und begann

ein eben so einträgliches als unbändiges Seeräuberleben. Kressenjakobsdäl ward bald ein Schreckensname für alle Schiffer der Westsee, und Kressenjakobsdäl's Söhne, wie die zahlreiche Schaar der hier nistenden Freibeuter sich nannte, machten durch ihre Streifzüge weithin die See unsicher. Noch heute lebt in Sage und Geschichte Pidder Lüng (der lange Peter) als der unternehmendste dieser Seeräuber im Munde der Sylter. Er schuf sich eine eigene Flagge für seine Schiffe, auf deren Grunde zum Hohn jeglichen Gesetzes Galgen und Rad prangten, und weil er in seinem Uebermuth und Glück sich unendlich sicher fühlte, auch stets bei etwaigen Verfolgungen nicht nur in der Bucht von Hörnum, sondern auch in einer festen Burg, die er bei Rantum erbaute, Schutz fand, höhnte er alle Küstenbewohner, indem er sich selbst

„Der Dänen Verhärer,
Der Brämer Vertärer,
Der Holländer Krüz und Beleger,
Der Hamborger Bedreger"

nannte. Endlich freilich ereilte auch ihn das Schicksal aller Uebermüthigen und Frechen. Er ward durch List gefangen genommen und mit sechs seiner

schlimmsten Gesellen auf dem Galgenhügel bei Keitum aufgeknüpft.

Von dem berüchtigten Sitz dieser friesischen Seeräuber-Kolonie sieht man jetzt nur noch eine große Anzahl halbverschütteter Ueberbleibsel ehemaliger Erdhütten in Kressenjakobsdäl, die heute ein Sturmwind mit Sand bedeckt, morgen wieder enthüllt. Für Schiffer ist das Dünenkap von Hörnum mit seinen weit ins Meer hinausreichenden Untiefen, „Schwellen,“ auch „Drumpeln“ genannt, ein Ort des Schreckens, für alle Sylter aber der Aufenthalt böser Geister und grauenhafter Spukgestalten.

3.

Die Königsgräber und Riesenbetten auf der Braderuphaide.

Eines sonnigen Tages trat ich in Begleitung des gastfreien Küsters P. H. in Keitum, des gründlichsten Kenners friesischer Sage und Geschichte, eine Wanderung nach dem Nordwesten Sylts an. Ich wünschte die merkwürdige, zwischen den Hörnumer und Lister Dünen etwa in der Mitte liegende Westküste zu betrachten, ihrer Form und Farbe wegen „das rothe Kliff“ genannt. Mein Gastfreund, bei dem ich schon viele heitere Stunden in Betrachtung der von ihm selbst mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragenen Alterthümer und Mineralien der Insel verlebt hatte, war sogleich bereit, mich in die hundertmal durchstreifte Gegend

zu führen. Daß er den interessantesten und belehrendsten Weg dahin einschlagen würde, durfte ich voraussetzen; denn ich wußte ja, daß den wackern Mann nichts mehr erfreute, als bei einem Fremden Theilnahme zu finden für die Merkwürdigkeiten seines geliebten heimathlichen Eilandes.

Bei hellem Wetter kann man schon vom Meere aus auf dem hohen Rücken des Landes außer den weißen Dünenkegeln eine bedeutende Menge bald größerer, bald kleinerer Hügelgruppen entdecken, die sich durch ihre dunkle Farbe von den Sandhöhen unterscheiden. Diese meistentheils konisch geformten Erdhügel sind die Grabstätten altheidnischer Helden, die vielleicht seit mehr als tausend Jahren auf der sturmumbrausten Haide ihren Todesschlaf halten. In ganz Holstein, besonders aber in Nordschleswig gibt es solcher Haiden- oder Hünengräber auf den öden Geeststeppen sehr viele, nirgends aber fand ich sie auf engem Raume in solcher Menge zusammengedrängt, so eigenthümlich geordnet und in so auffallender Größe, wie auf der braunen Fläche zwischen den Orten Westerland, Braderup und Kempen, die deßhalb auch die Kempener oder Braderuphaide genannt wird.

Haiden machen an sich schon auf phantasiebegabte Menschen einen eigenthümlichen Eindruck. Sie regen Gefühle auf, die zwischen Wonne und Schauer schwanken und mit unwiderstehlicher Gewalt uns jetzt fesseln, jetzt wieder von dannen treiben. Stärker und bindender noch wird diese Gewalt auf Haiden, die, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, als Grabstätten längst verschollener Heldengeschlechter von der Sage bezeichnet werden. Ueber der Braderuphaide auf Sylt nun ruht dieser Zauberduft sagenhafter Romantik. Nimmt man noch dazu, daß die Dünenkette mit ihren merkwürdigen Hügelformen und dem Farbenspiel auf den bald vom Sonnenlicht berührten, bald mit Schatten bedeckten Abhängen wie ein unabsehbares Gebirge vor uns liegt, dennoch aber der Brandungsdonner des Meeres stets an unser Ohr schlägt; so wird man zugestehen, daß ein Gang durch die Grabmäler dieser Haide von hohem Interesse sein muß.

Die Sonnenschwüle eines heißen Julitages lag brütend über dem Eiland, als ich das fesselnde Terrain der braunen Braderuphaide mit ihren Grabhügeln betrat. Es war unheimlich still ringsum. Die See schlummerte, denn weithin stiegen aus



ihrem Schooße die schwarzen Felder der Schlickwatten auf. Nur die Grille zirpte im braunröthlichen Haidekraut, und dann und wann flog mit trägem Flügelschlage eine Bergente über uns hin nach dem lockenden Dünengebirge, leicht erkennbar an ihrem eigenthümlichen Rufe, den sie häufig ertönen läßt und der genau wie der friesische Gruß „Gud dei" (guten Tag) klingt, weshalb sie denn auch von den Syltern „der höfliche Vogel" genannt wird.

In ziemlicher Entfernung zeigten sich vier in einer Linie liegende Hügel von ungleicher Größe, die in der klaren duftigen Sommerluft ziemlich hoch erschienen. Auf dem höchsten stand ein Mann, bewegungslos auf einen Stab gelehnt, dessen Figur in Riesengröße sich gegen den Horizont abhob. „Da haben Sie unsere nordische Fata Morgana," sagte mein Begleiter. „Der Mann ist nicht größer als ich, ein Schäfer seiner Beschäftigung nach, und hat gewöhnlich auf dem alten Königsgrabe seinen Standort." Diese Bemerkung reizte meine Neugier, und da ich es meinem Begleiter ansah, daß er sich gern mittheilen mochte, richtete ich einige erkundigende Fragen an ihn, die sich auf die vor uns liegende geheimnißvolle Gräberwelt bezogen.

„Sie müssen entschuldigen," fuhr der treffliche Mann ungefähr in seiner Rede fort, „wenn ich vielleicht mehr und lieber von meinem Heimathlande spreche, als es dies verdienen mag. Der Mensch liebt nun einmal die Scholle, auf der er geboren worden ist, und da ich wohl annehmen darf, daß dieser Erdbrocken dereinst völlig von den Fluthen des stürmischen Meeres verschlungen werden wird, mag es der Liebe zum Vaterlande verziehen sein, daß ich alles, was aus Geschichte und Sage seiner glorreichen Vorzeit noch übrig geblieben ist, mit Fleiß zusammentrage. — Dieser Haidegrund," sprach er nach kurzer Pause weiter, das klare Auge über die Grabmäler schweifen lassend, „dieser Haidegrund muß ehedem ein berühmtes Stück Land auf Sylt gewesen sein. Entweder rang hier altfriesische Heldenkraft mit den Recken des Nordens zu wiederholtenmalen und verwandelte dadurch diese Fläche in eine Schädelstätte gefallener Helden, oder es lag hier der nationale Todtenacker für die nordfriesischen Seefahrer, wenn sie von ihren Raubzügen heimgekehrt, bei ihren Vätern auf stürmischer Haide sich niederlegten zum ewigen Schlummer. Um viele dieser Hügel webt die Sage einen romantischen Glorienschein. Mag auch die

Ueberlieferung durch den Mund des Volks keine zuverlässige sein, und manches, was jetzt davon erzählt wird, für Zuthat einer lebhaften Phantasie gelten, ganz grundlos sind diese Sagen nicht. Schon die Form der meisten dieser Grabhügel, ihre Größe, die Symmetrie ihrer Lage beweist, daß sie Männern von Ruf und Verdienst errichtet wurden. Es gilt dies ganz besonders von den uns zunächst liegenden dreien, den sogenannten „Brönshooge.“ Im Friesischen heißen nämlich alle auf unserm Eilande vorhandenen Hügel dieser Art „Hooge,“ deren Gesammtzahl man auf etwa sechzig veranschlagt. Man unterscheidet dabei „Kingshooge“ (Königshügel oder Königsgräber), „Thinghooge“ (Thing- oder Berathungshügel) und „Hillige-hooge“ (heilige Hügel). Wir befinden uns gegenwärtig mitten unter den Königsgräbern, von denen diese drei am berühmtesten sind. Unter ihnen soll nämlich das Königsgeschlecht der Bröns ruhen, deren Ahn der Sage nach ein gewaltiger Herr gewesen ist. In dem zunächst liegenden größten, an dessen Fuße jetzt die Heerde des Schäfers weidet, schläft König Gurt Bröns aufrecht sitzend auf goldenem Wagen. Zur Unterscheidung von dem nächsten etwas kleineren Hügel,

dem Grabe seines Sohnes, nennt das Volk das alte Königsgrab „Gurt-Brönshooge," während das Grab des Sohnes „Litj-Brönshooge" genannt wird. Jenen fernen kleinsten Hügel endlich läßt die Sage dem Lieblingshunde der Bröns errichten und nennt ihn „Hündshooge." Ein noch auffallenderes Grabmal erblicken Sie dort weiter links. Es ist die Gruft des alten Seekönigs Ring. Der kühne Seefahrer ward darunter versenkt mitsammt seinem ganzen Schiffe. So wenigstens spricht die Sage und so glaubt es bis auf den heutigen Tag das Volk."

Wir waren inzwischen dem größten der genannten Grabhügel nahe gekommen. Ein Hund schlug an und erschrocken stob die ruhig weidende Heerde auseinander, sich in die Haide zerstreuend. Der Schäfer grüßte freundlich und folgte ihr langsamen Schrittes.

Wißbegierige Sylter, vielleicht auch nach Schätzen grabende Abenteurer haben viele Gräber der Insel durchwühlt, ohne jedoch dafür hinreichend belohnt worden zu sein. Man fand gewöhnlich eine mit viereckten unbehauenen Steinen ausgesetzte Todtenkammer, in welcher sich außer Gebeinen irdene Aschenkrüge, steinerne Streitäxte und der-



gleichen befanden. Von goldenem oder silbernem Schmuck war nichts zu entdecken. Auch der Brönshoog ist dieser Untersuchung nicht entgangen. Hier lockte höchst wahrscheinlich die verheißungsvolle Sage vom goldenen Wagen oder Throne, auf welchem der fabelhafte König begraben worden sein soll. Der Hügel ist jetzt durch Hacke und Schaufel in zwei Hälften getheilt und mit Haide überwuchert, zwischen deren röthlichen Blüthen die Knospen der Dünenrose im Winde schwanken. Von dem Gipfel dieses Königsgrabes hat man eine prächtige Aussicht auf das Meer im Osten, auf die mit Häusern bedeckte Erdzunge, die in Morsumkliff endigt, und auf die malerische Dünenkette, deren Ende gen Süd und Nord das Auge nicht absehen kann. Es ist gar kein übler Gedanke der Sylter, auf diesem so günstig gelegenen Königsgrabe einen Leuchtthurm von hundert Fuß Höhe errichten zu wollen. Der Flammenschein seiner Lampen würde, empórragend über die steile Wand des rothen Kliff und die höchsten Dünenkegel, meilenweit hineinleuchten in das Wellengebraus der Nordsee und an der Küste des schleswigschen Festlandes deutlich zu erkennen sein.

Neben den hier erwähnten Königs- und Hel-

dengräbern findet man auf Sylt unsern Kempen noch eine eigenthümliche Art heidnischer Begräbnißstellen, beim Volke gewöhnlich „Riesenbetten“ oder „Kemper-Grever“ auch „Börder“ genannt. Es gibt solcher Riesenbetten nicht viele auf der Insel, und die wenigen, die man findet, liegen ziemlich nahe bei einander. Sie haben alle die gleiche längliche Gestalt und werden von aufrecht stehenden Feldsteinen, die etwa 3 bis 3½ Fuß über die Erde hervorragen, eingefaßt. Daß diese augenscheinlich sehr alten Grabstätten nicht einem Menschen allein errichtet worden sind, läßt sich fast mit Sicherheit annehmen. Es würden sich dann gewiß mehrere an verschiedenen Orten der Insel finden, wie es ja der Hünengräber außer den namentlich aufgeführten überall auf dem Eilande gibt, so weit es nicht aus Dünen besteht. Wahrscheinlich errichteten die alten Sylter diese Grabumzäunungen den Gefallenen nach einer blutigen Schlacht, die in grauer Vorzeit auf diesem hohen Haiderücken vielleicht zwischen Friesen und Dänen, vielleicht auch zwischen den Bewohnern der Insel und einer einbrechenden Seeräuberhorde geschlagen wurde.

4.

Das rothe Kliff.

Ungefähr in der Mitte des meilenlangen Dünengebirges erhebt sich die Westküste Sylts in Form eines zerbröckelten Sandsteinriffes. Dasselbe steigt sehr schroff, fast senkrecht aus dem Meere auf, ist fast überall neunzig Fuß hoch und durch seine rothe Farbe weithin erkennbar. Diese Farbe hat ihm den Namen „rothes Kliff" gegeben. Für Seefahrer ist diese röthliche Erdmauer zwischen den weißen Dünenkegeln ein Merkmal, wie sie steuern müssen, um den Klippen und Schwellen in der Nähe der Westseeinseln zu entgehen. Das rothe Kliff und die Kirche von Keitum werden daher, so lange die Insel keinen Leuchtthurm hat, für Nordseefahrer immer die zuverlässigsten Wegweiser bleiben.

Auf dem Wege von Kempen nach diesem interessanten Punkte der Insel kommt man einem Erdwalle vorüber, Föhringwall genannt, und schneidet später einen noch deutlich erkennbaren Fahrweg, der in nördlicher Richtung fortläuft und erst in den Dünen sich verliert. Dieser Weg ist noch heutigen Tages unter dem Namen „Riperstig" bei den Insulanern bekannt. Mein freundlicher Begleiter unterließ nicht, mir beide Benennungen zu erklären, wobei ich denn Folgendes erfuhr. In frühern Zeiten, als Sylt noch umfangreicher und besonders das Norder- und Süderende von der wühlenden Meerfluth noch nicht so weit und tief abgespült war, unterhielten die Föhringer mit der nördlichen Nachbarinsel und über diese hinweg nach Jütland hinein einen lebhaften Verkehr.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß dieser Verkehr ganz zu Lande stattfand, wenn es auch möglich gewesen sein sollte, bei günstigen Witterungsverhältnissen während der Ebbe die zwischen beiden Inseln und dem Festlande trocken gelegten Watten sicher zu überschreiten. Genug, dieser noch kenntliche Weg auf Sylt war die gewöhnliche Straße von Föhr nach Jütland, und jener



Föhringwall soll eine große Viehtränke gewesen sein, deren sich die Föhringer auf ihren Landreisen für ihre Pferde bedienten. Jetzt ist der Riperstig für solche Zwecke nicht mehr zu benutzen, denn schon seit unvordenklichen Zeiten sind beide Inseln durch tiefe und breite Meerströme für immer von einander und vom Festlande geschieden.

Der steile Absturz des rothen Kliffs kann Nachts oder bei dickem Nebel für Wanderer, die nicht sehr vertraut sind mit den Oertlichkeiten, außerordentlich gefährlich werden. An einzelnen Stellen kündigt sich die Nähe der Küste auch hier durch kleine Dünenhügel an, an den meisten Orten aber zieht sich die Haide bis hart an den Rand fort, und wenn man auch das dumpfe Getöse der Brandung von Ferne hört, kann doch auch dieser scheinbare Warnungsruf häufig täuschen, denn man vernimmt denselben gleich stark eine Viertelmeile von der Küste.

Ich war überrascht, als ich bei Ersteigung eines Haidehöckers von wenigen Fuß plötzlich so hart am Abgrunde stand, daß ein leichter Sprung mich unmittelbar hinab in die Brandung getragen hätte. An dieser aus rothem Sandstein und Thon bestehenden Wand des Kliffs kann man recht

deutlich die Verwüstungen erkennen, welche das stürmende Meer anrichtet. Jeder Sturm, jede Springfluth nagt unablässig an dem Körper der Insel und vermindert mit jedem Monate ihren Umfang. Etwa in der Mitte des Kliffs sieht man im spritzenden Schaum der Brandung ziemlich weit entfernt vom festen Ufersande einen großen Stein liegen, der noch im Jahre 1825 auf der Höhe der steilen Inselwand, von Haidekraut und Dünenrosen umwuchert, thronte. — Die furchtbare Springsturmfluth genannten Jahres spülte nicht allein im Südosten der Insel ganze bis dahin Aecker und Wiesen bildende Ländereien fort und brach für ewige Zeiten dem Meere Bahn ins Land; die unglaubliche Vernichtungsgewalt jener Stürme war so anhaltend, daß die Wuth des empörten Elementes selbst von der festesten Mauer Sylts, dem rothen Kliff, an 60 Fuß breit Erde und Gestein fortriß. Damals stürzte der erwähnte Felsblock in die Fluthen und bildete fortan die Grenze der Insel. Und schon jetzt, nach Verlauf von fünf und zwanzig Jahren liegt er wohl dreißig und mehr Fuß vom äußersten Rande des Ufers entfernt, das bei jeder Fluth mindestens eben so viel Fuß breit von der steigen-

den Meereswoge bespült wird. Kann man bei so sichtbarer Zertrümmerung des interessanten Eilandes seinen patriotisch gesinnten Eingebornen es verdenken, daß eine stille Melancholie sie bisweilen befällt und die Seele der Denkenden eine eigenthümliche Wehmuth erfüllt, der es indeß nie an der nöthigen Widerstandskraft erhabener Resignation gebricht?

Merkwürdig und belehrend zugleich ist ein Besuch des „rothen Kliffs," weil es uns recht deutlich die Entstehung der Dünen kennen lehrt. Wie schon erwähnt, ist das Kliff selbst die einzige Strecke Landes im Westen der Insel, wo es keine eigentlichen Dünen giebt. Nur Anfänge, nur Versuche zur Bildung dieser wandelnden Sandberge zeigen sich an der obersten Kante desselben. Wind ist auf so schroffem Abhange natürlich fast immer, und zwar im Ueberflusse vorhanden. Diese starken und anhaltenden Seewinde führen Milliarden der feinsten Sandstäubchen mit sich, die am Rande des Kliffs niederfallen und sich um jeden Halm, sei er auch noch so zart und schwach, festsetzen. Die äußerste Kante des rothen Kliffs gleicht daher einer Reihe zusammenhängender Ameisenhaufen, denn ganz so sehen die Embryonen aller werdenden

Sanddünen aus. Daß sie auf der kahlen Wand nicht festen Fuß fassen, sich nicht ausbreiten und zu bergigen Kegeln anwachsen können, erklärt sich leicht durch die heftigen Windstöße und durch das immerwährende Abbröckeln der Wand selbst. Jene reißen morgen ein, was sie heute bauen, dieses zerstört von Grund aus die Werkstätte, in der allein die Düne sich zu bilden vermag.

Es scheint, die Insulaner haben just hier der Natur das Geheimniß abgelauscht, sich gegen das zerstörende Umsichgreifen der Dünen nach Kräften zu schützen. Früher pflegte man in geringer Entfernung von den letzten wandelnden Sandhügeln tiefe Gräben zu ziehen, in der Hoffnung, dadurch den gefahrvollen Feind abzuwehren und in gewisse Grenzen zu bannen. Man sah jedoch früh genug ein, daß dieses Schutzmittel trügerisch, wenigstens sehr unzureichend sei. Anhaltende Westwinde füllten trotz angestrengtester Arbeit die Gräben oft binnen wenigen Stunden, und ehe man sich's versah, wuchsen mit unwiderstehlicher Gewalt gespenstisch weiße Dünenkegel da aus der Erde empor, wo noch vor Kurzem die Kartoffel geblüht oder das Vieh geweidet hatte.

Man lernte einsehen, daß das einzige Schutzmittel gegen die Schädlichkeit der Dünen und deren zu heftiges Umsichgreifen in der künstlichen Erzeugung derselben liege. Dünen, stehende, feste Dünen bilden sich nur da, wo sie in Gräsern und Geflecht einen Halt finden. Dies faßte man auf und gebrauchte als Waffe gegen den gefährlichen Feind die von der Natur den Dünen verliehene Pflanzenwelt. Dünenhafer und Dünenroggen, desgleichen jene eigenthümliche Sandbinse, die mit ihrem hunderttausendarmigen Wurzelnetz die Dünen bedeckt, pflanzt man jetzt auf allen Dünen sorgfältig an, pflegt sie und gibt dadurch den bereits fertigen Sandbergen eine Consistenz, die auch der heftigste Sturm nicht ganz zu brechen vermag. Auf solche Weise bannt man die Dünen in ein gewisses Revier und benimmt ihnen die Fähigkeit, ruhelos weiter zu wandern. Ganz freilich vermag auch diese Vorsichtsmaßregel die Schädlichkeit des Dünensandes nicht zu beseitigen, allein sie dämpft und mäßigt wenigstens seine Verheerungen und schiebt den endlichen Untergang der Insel als bewohnbares Land in ungewisse Ferne hinaus.

Nächst Morsumkliff ist diese Gegend Sylts

die mineralogisch interessanteste. Das rothe Kliff weist eine sehr große Menge Versteinerungen, besonders versteinerte Muscheln auf, die man zur Ebbezeit bequem am Strande suchen kann. Auch finden sich zahlreiche Dentriten, bisweilen von sehr schöner Zeichnung, und sogenannte Feuersteine, die massenhaft von der Brandung an den Strand gerollt werden.

Ein wunderliches Schauspiel gewährt dieser Weststrand Sylts, der aus sehr festem Sande besteht und sich deshalb trefflich zur Anlegung eines großartigen Seebades eignete, wenn nicht die Dünenwüste zwischen ihm und den bewohnten Orten sich ausbreitete, bei sonnigem Wetter während der hohlen Ebbe. Dann lebt der ganze Strand bei jedem Schritte, den man thut, und Milliarden kleinster Thierchen hüpfen und schnellen um den Fuß des Wanderers, wie wohl auf trockenem Ackerlande ein ähnliches Spiel die sogenannten Erdflöhe treiben. Ich wußte anfangs gar nicht, was ich aus diesen gestaltlosen, larvenartigen Thierchen machen sollte. Als ich aber genauer zusah, erkannte ich unschwer in ihnen die junge Brut der beliebten Meeresdelikatesse, der Krabbe, die wohl auch der Bewohner des Binnenlandes

irgendwo einmal gekostet hat. Bei der unermeßlichen Anzahl dieser Seethierchen darf man sich denn freilich nicht wundern, daß sie überall an den Küsten für einen Spottpreis zu haben sind und täglich im Sommer von Jedermann genossen werden.

5.

Die Thing- und heiligen Hügel.

Der im Jahre 1848 entbrannte Kampf der Deutschen gegen die Dänen war keine neue Erscheinung. Die ganze Geschichte der Herzogthümer Holstein und Schleswig ist ein fortgesetztes Ringen der deutschen Stämme in diesen Landen mit dänischen Eroberungs- und Unterjochungsgelüsten. Ruhten diese Kämpfe bald kürzere, bald längere Zeit, so war diese Ruhe eben nur ein Aufathmen beider erschöpfter Völkerstämme, denn genau genommen bestand zwischen den Herzogthümern und Dänemark, so weit geschichtliche Nachrichten reichen, immer nur die Ruhe eines Waffenstillstandes.

Am hartnäckigsten und widerhaarigsten im Kampfe gegen Dänemark waren von jeher die

Friesen, und unter diesen wieder ganz besonders die Inselfriesen. Ihre Geschichte, ihre Sagen beweisen dies unwiderleglich. Fügten sie sich auch fast nach jedem beendeten Kampfe der Uebermacht, so verstanden sie doch ihr Germanenthum völlig rein von dänischen Einflüssen zu erhalten, und noch heutigen Tages gibt es keine hartnäckigeren Gegner der Dänen als die Bewohner der Westseeinseln.

Nur dieser festen Zähigkeit, dieser unvertilgbaren Widerstandskraft haben die Inselfriesen es zu danken, daß sie freie Männer blieben und selbst ihre germanischen, zum Theil aus heidnischer Zeit herstammenden Ueberlieferungen ihnen nicht genommen werden konnten. Manche dieser heidnischen Traditionen hat sich fast bis auf den heutigen Tag erhalten. Uebt man dieselben auch gerade nicht mehr aus, so spricht man doch davon, so kennt sie doch jeder, und es ist immerhin möglich, daß eine spätere friedlichere Zeit sogar manches davon wieder zur Geltung bringt.

Ich erwähnte oben, daß unter den zahlreichen alten Grabhügeln eine Anzahl derselben von den Syltern mit den Namen „Hilligehooge“ und „Thinghooge“ bezeichnet werden. Die Hillige-

hooge nennt man auch „Wed-“ oder „Winjshooge.“ Beide besonders getaufte Hügel kennen die Insulaner sehr genau und unterscheiden sie streng von den eigentlichen Gräbern. Sie liegen nur etwa eine halbe Stunde von einander entfernt und ziemlich weit abseits von der großen Gräberstätte auf der Haidefläche zwischen Braderup und Kempen. Der Thinghooge zählt man fünfzehn. Sie erheben sich in der Nähe des Orts Tinnum und wurden noch im vorigen Jahrhundert, wie man versichert, in althergebrachter Weise als Berathungshügel benutzt. Als freie Männer gaben sich nämlich die Sylter selbst ihre Gesetze, ernannten ihre eigenen Räthe und Richter und sprachen, unbekümmert um dänisches Recht und Gesetz, selbst Recht über sich. Man erkennt darin leicht altgermanische Sitte. Ich weiß nicht, ob die Dänen diese Gewohnheiten den Syltern durch List oder Gewalt zu nehmen Miene gemacht haben. Versuchten sie es, so waren sie in dieser Beziehung jedenfalls nicht glücklich, denn die Sylter Friesen achteten nie andere Gesetze als die, welche sie in ihren öffentlichen Volks- und Rathsversammlungen berathen und angenommen hatten. Dreimal im Jahre wurden solche Versammlungen bei den

Thinghügeln auf Sylt gehalten, im Frühling, Sommer und Herbst. Dann fanden unter freiem Himmel freie Besprechungen statt, die Bewohner der Insel beriethen das Landes- und Gemeindewohl, wählten durch Stimmenmehrheit ihre Vorsteher und Richter und entwarfen, so es nöthig war, neue, nur auf ihr abgeschlossenes insularisches Leben sich beziehende Gesetze. Diese Gesetze nannte man „Beliebungen," weil sie in freier Versammlung durch Volksbeschluß „beliebt" wurden. War der Rath oder Thing geschlossen, so bestiegen zwölf Rathsmänner, zu diesem Behufe vom Volke frei erwählt, die Thinghooge und verkündeten die Beschlüsse von diesen herab der Versammlung, wodurch sie erst Gesetzeskraft erhielten.

Zwischen den Dörfern Morsum und Archsum liegt ein ansehnliches Blachfeld, ähnlich der großen Haide zwischen Braderup und Kempen. Dieser Landstrich Sylts gehört zu den fruchtbarsten Punkten der Insel und ist jetzt von großentheils sehr gut gedeihenden Gerstenfeldern bedeckt, welche mit grünen Weiden abwechseln. Nur gegen Morsumkliff hin wird das Land wieder gänzlich unfruchtbar, braunes hohes Haidekraut bedeckt den Boden und nur die hohen Grabhügel verleihen

diesem wüsten Inselstriche Interesse und charakteristische Färbung.

Von dem ziemlich hohen Erdrande hat man einen weiten Anblick süd- und nordwärts auf das Meer. Gen Norden erkennt man deutlich die schimmernden Dünen bei List, gen Süden entdeckt man die vereinzelt stehenden Häuser auf Westerlandföhr, welche auf dem blauen Meere zu schwimmen scheinen. Für ein seegewohntes, von Schifffahrt lebendes Inselvolk mochte solch ein Platz nicht ohne Bedeutung sein, so lange es alle Erscheinungen auf Land und Meer geheimnißvollen Naturkräften zuschrieb und in denselben die Stimmung höherer unsichtbarer, über Welt und Menschen gebietender Wesen erkannte. Die alten friesischen Seefahrer verlegten deshalb auf diesen hohen Haideabriß mit seinen melancholischen Gräbermalen den Kultus desjenigen göttlichen Wesens, an dessen Zuneigung und günstiger Stimmung ihnen am meisten gelegen sein mußte. Der Gott des Krieges, wohl gleichbedeutend mit Dem alles irdischen Ungestüms, also auch mit dem Gotte böser Unwetter, des Sturmes und Donners, war für die heidnischen Friesen der wichtigste, gefürchtetste, dessen Zorn man beschwichtigen, dessen Gunst



man sich durch reiche Opfer erkaufen mußte. Die friesische Mythologie nennt ihn Wodan, auch Weda, Wede oder Winj, welche Bezeichnung vielleicht mit dem hochdeutschen Worte „Wind“ in Beziehung steht, da die Friesen dieser Gottheit die Fähigkeit zuschrieben, guten Segelwind bereiten zu können.

Ein Ueberrest dieses uralten Wodandienstes hat sich auf Sylt bis in die neuere Zeit verschleppt; denn bin ich gut unterrichtet, so ward noch im vorigen Jahrhunderte bei den Hilligenhooge auf „Hilligenört,“ wie jene Haide zwischen Archsum und Morsum hieß, alljährlich ein halb religiöses Fest von den Insulanern begangen. Es bestand dasselbe in einer vollkommen heidnischen Opferung, unbeschadet der christlichen Religion, die seit Jahrhunderten auf den Inseln der Westsee heimisch war. Zu Ausgang des Winters, wenn das Eis der Gewässer vor den mildern Lüften aus Süden zu schmelzen begann, in der Nacht vom 21. zum 22. Februar fand sich die ganze Bevölkerung Sylts, vor allen aber die Seefahrer auf Hilligenört ein, wo die verschiedenen Ortschaften ihre bestimmten heiligen Hügel besaßen. Hier nun zündete man auf allen Hügeln weithin

leuchtende Opferfeuer an, die Bieken genannt wurden, die Opfernden schlossen einen Reigen, tanzten um die Opferhügel und riefen dabei in singendem Tone die Worte aus „Wedke tiare!“ was ungefähr so viel heißen soll, als: „Geliebter Weda, nimm unser Opfer an!“

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts scheint sich dieser Gebrauch nach und nach verloren zu haben. Die gesteigerte Cultur der Neuzeit schließt zwar nicht allen Aberglauben aus, wohl aber vertilgt oder gibt sie Gebräuche auf, die als Erinnerungen eines verschollenen Cultus gelten können. Auf den Opferhügeln von Hilligenört brennen jetzt in den stürmischen Februarnächten keine Opferfeuer mehr, und der altheidnische Ruf der gläubigen Seefahrer lebt gegenwärtig nur noch in der Tradition bei den Sylter Schiffern fort.

6.

Etwas über Tracht, Sitten und Gebräuche der Sylter.

Die Sonne ging eben hinter der weitgestreckten Dünenkette unter und legte goldglänzende Diademe um ihre emporragendsten Häupter, als ich von Morsumstrand auf staubigen Feldwegen durch die Gefilde der Insel nach Keitum fuhr. Im hohen Sommer gewahrt man hier bereits auffallend die nördliche Lage der cimbrischen Halbinsel. Ist der Himmel wolkenlos, so tritt die eigentliche Nacht erst sehr spät, nach eilf Uhr, ein und schon nach ein Uhr Morgens beginnt der Tag wieder zu grauen. Gegen Nordost bleibt der Horizont immer von dämmerndem Lichtschein erhellt. Diese schönen hellen Nächte benutzen die

Bewohner der Westseeinseln nach Kräften, sei's zur Unterhaltung, sei's zur Arbeit. Im Juli, wo ich Sylt besuchte, war just die Zeit der Heuernte. Man hält dieselbe gemeinschaftlich, jede einzelne Ortschaft für sich in bestimmten Fristen. Oft nun liegen die Wiesen ziemlich weit entfernt von den Dörfern. Deshalb ziehen die Arbeiter und Arbeiterinnen gewöhnlich auf langen offenen Stuhlwagen dahin, wie sie überall im Schleswigschen und Holsteinschen gebräuchlich sind.

Gleich am ersten Abend, wo ich bei dem prächtighellen Sternenhimmel lange im Freien blieb, zogen mich die von der Feldarbeit heimkehrenden Sylterinnen an. Oft zählte ich auf den rasch und fast lautlos fortrollenden Wagen deren acht bis zehn, meist schlanke, hohe Gestalten, eben so lieblich als eigenthümlich durch ihre Tracht. Es pflegen alle Sylterinnen, junge Mädchen wie ältere Frauen, falls sie nicht die charakterlose Pariser Modetracht der nationalen Kleidung vorziehen, ihre Köpfe mit einem blüthenweißen Tuche so zu umhüllen, daß ein loser Zipfel desselben flatternd über den Nacken herabhängt. Die Stirn ist fast bis an die großen hellblauen Augen verdeckt, und um das Kinn wissen sie dieses

Kopftuch so eigenthümlich zu schürzen, daß man vom Munde nur die Oberlippe sehen kann. Man begreift, daß diese Tracht der Sylter Frauen etwas geheimnißvoll Reizendes hat, besonders in schimmernder Nachthelle und bei der großen Stille, die fast immer in den Ortschaften der Insel vorwaltet. Wie Schweigsamkeit und Ruhe überhaupt ein allgemeiner Charakterzug der Bewohner des höhern Nordens ist, so fand ich auch die Sylter Frauen weniger gesprächig, wenigstens bei ihrer Conversation nicht so laut, als wir dies bei ihren schönen Schwestern im deutschen Süden gewohnt sind. Und so kam es mir denn immer vor, als sei jedes Haus ein Kloster, wenn ich Abends die hohen Frauengestalten mit den leuchtenden, nur das halbe Gesicht freilassenden Kopftüchern vor den Thüren stehen oder durch die Sandwege der Dörfer von Haus zu Haus leise sprechend und kichernd wandeln sah.

Leider verliert sich diese so einfache, überaus saubere und dabei kleidsame Tracht der Sylterinnen immer mehr. Die Gebildeteren, Wohlhabenderen tragen sich wie jede Städterin des Festlandes, oder sie bedienen sich auch eines Kopfputzes, der mir, weil er eine an sich artige

Nationaltracht verpfuscht, gar nicht gefallen wollte. Viele pflegen nämlich einen sogenannten Helgo-lander Hut zu tragen, gewöhnlich von röthlich ge-blümtem Kattun. Das sieht nun ganz und gar nicht hübsch aus. Nur der schwarze Hut der Hel-golanderin, auf helgolandischem Haargeflecht ru-hend, hat Charakter.

In frühern Zeiten und noch bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts muß die Tracht der Sylter sehr kostbar gewesen sein. Abbildungen derselben, wie man sie hin und wieder bei Syltern noch als Raritäten vorfindet, gleichen sonderbar geformten Maskenanzügen. Namentlich ist der Kopfputz auffallend, der aus einer unbeschreiblich hohen Mütze besteht und etwa die Mitte zwischen Helm und Tschako hält. Die übrigen Kleidungs-stücke sind mit allerhand Schmuck und Flittern sehr überladen.

Unter den mancherlei Sitten und Gebräuchen der Nordfriesen, die im Heidenthum ihren Ursprung haben, erwähnte ich schon des Seefahrerfestes in der Nacht vom 21. zum 22. Februar. Neben diesem Opferdienst erhielt sich eine ebenfalls aus heidnischer Vorzeit stammende Sitte noch Jahr-hunderte lang unter der Jugend, besonders auf



den friesischen Inseln. Es war von jeher Grundsatz dieser abenteuersüchtigen, zu Unternehmungen aller Art aufgelegten energischen Charaktere, in den langen Winternächten, wenn sie aus den Gefahren weiter Seereisen glücklich auf ihre Eilande zurückkehrten, ausgelassener Lust den Zügel schießen zu lassen. Das Wort: „die Nacht ist unser,“ galt ihnen als heiliges, von ihren Vorältern ererbtes Gesetz und so kam es denn, daß den ganzen Herbst und Winter hindurch während der Nächte ein tolles, abenteuerliches Treiben auf den Inseln der Westsee heimisch war. Auch in dieser Beziehung scheinen die ohne alle Frage keckſten Bewohner aller nordfriesischen Inseln, die Sylter, den Ton angegeben zu haben. Ich muß dies annehmen, weil man nur, so viel ich erfahren konnte, auf Sylt sehr genaue Ueberlieferungen von dem Treiben der damaligen Jugend besitzt, bisweilen auch wohl noch heutigen Tages jene überlustige Vergangenheit durch nachahmende Versuche zurückzuzaubern wagt.

Berühmt und berüchtigt zugleich waren die „Halfjunkengänge.“ Diese Sitte der Nordfriesen hat jedenfalls gleichen Ursprung mit den

Kiltgängen der Schweizer, dem Korteln und Fenstern mittel- und norddeutscher Stämme. Die jungen unverheiratheten Seefahrer pflegten mit einbrechender Nacht den Schönen des Landes abendliche Visiten abzustatten und dabei sich Herzen zu erobern. Allein bloße Galanterien genügten dem an wildere Scenen gewöhnten Seefahrer nicht. Deshalb war es Aufgabe aller wahren Halfjunkengänger, nach abgestattetem Besuche bei den aufblühenden Schönheiten der Heimathinsel den Rest der Nacht unter wilden Tänzen, ausgelassenen Scherzen, bei Gesängen und Gelagen möglichst ungestüm zu verbringen. Die Halfjunkengänger waren die Erfinder eines eigenthümlichen nordischen Carnevals. Oft artete diese nationale Nachtschwärmerei leider in blutige Scenen aus, und die übermüthigen Neckereien hatten ein tragisches Ende. Die Sylter wissen gar manche Geschichten von tollen Halfjunkengängen zu erzählen, die Mord und Todtschlag, ja sogar grausame Hinrichtungen zur Folge hatten, weil Manche in den herumschwärmenden Nachtläufern Hexen zu sehen glaubten, welche später vor Gericht gezogen und wegen mangelnden Beweises ihrer Unschuld zum Feuertode verurtheilt wurden.

Die Tollheiten der Halfjunkengänger alter Zeit sind zur Sage geworden, die Sage selbst aber lebt, was ihren eigentlichen Ursprung betrifft, ohne Zweifel auf den friesischen Inseln noch fort. Eine gewisse Freiheit des Verkehrs der Geschlechter unter einander hat sich, wenn das mir Erzählte auf Wahrheit beruht, bis auf unsere Tage erhalten, und ich gestehe, daß mir dieselbe als Zeichen schöner Sittenreinheit erscheinen wollte. Die jungen Friesinnen tanzen gern, wenn sich nur irgendwo Gelegenheit dazu findet. Auch öffentliche Zusammenkünfte zum Behufe dieses geselligen Vergnügens fehlen nicht. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts finden sich dazu in einem Wirthshause ein, ein Paar Musikanten werden aufgetrieben und der Tanz beginnt. Es wurde mir wiederholt erzählt, daß bei solchen öffentlichen Tanzvergnügungen auf Sylt eine allerliebste Sitte noch jetzt herrschend sei. Es soll nämlich der Mann, der ein Mädchen zum Tanze aufzieht, nicht nur das Recht, sondern die Verpflichtung haben, der jugendlichen Partnerin vor Beginn des Tanzes wie nach dessen Beendigung die frischen Lippen zu küssen. Wer dies unterließe, würde — so versicherte man mich — nicht bloß anstoßen, er würde

sogar beleidigen. Weiß ich nun auch nicht, ob sich die Sache genau so verhält, so kommt sie mir wenigstens wahrscheinlich vor. Denn auch auf der letzten rothen Felsklippe des ehemaligen umfangreichen Nordfriesland, auf dem meerumtobten Helgoland, gab es noch vor zehn bis zwölf Jahren einen ganz ähnlichen Gebrauch. Die eingeborene Helgolanderin, die „im rothen Wasser" einem jungen Mann den Arm zum Tanze reichte, gestattete gern, daß ihr Partner sie heimgeleiten und sich mit flüchtigem Kusse von ihr verabschieden durfte. Man hält in diesem fernen Ende deutscher Welt demnach noch fest an dem guten deutschen Sprichworte: „Einen Kuß in Ehren kann Niemand verwehren."

7.

In Haus und Familie.

Bauart und Einrichtung der Häuser in Nordfriesland sind denen in Schleswig und Holstein zwar sehr ähnlich, aber nicht völlig gleich. Das hohe, steile Strohdach haben sie mit den Wohnungen der Holsten und Sachsen gemein, eigenthümlich dagegen ist ihnen der parabelförmige Giebel über der an der Breitseite des Hauses befindlichen Eingangsthür. Dieser Giebel ist mit leuchtend grüner Farbe sauber angestrichen, ebenso Thür- und Fensterrahmen, was den unbeworfenen, aus rothem Backstein bestehenden Wänden ein sehr freundliches Ansehen gibt. Jeder einzelne Zwischenraum zwischen den Backsteinen wird, wie

auch im Holsteinschen und Schleswigschen, mit weißem Kalk ausgestrichen.

Reinlichkeit findet sich bei seefahrenden Nationen mit wenigen Ausnahmen auch in der geringsten Hütte. Niedrige, enge Wohnungen sind ihnen aber fast eben so zum Bedürfniß geworden, wie weite, bequeme Kleidung. Darum ist es durchaus nichts Seltenes, selbst in den Häusern wohlhabender, ja reicher Schifferfamilien Zimmer von verhältnißmäßig geringer Höhe, schmale Treppen und kojenartige Schlafgemächer zu finden. — Allen diesen charakteristischen Merkmalen eines Schiffervolkes begegnen wir auch auf Sylt; allein wir finden in diesen äußerlich so schmuck aussehenden Häusern auch noch manches Andere, das wir schwerlich darin suchten. Es begegnet uns neben größter Reinlichkeit, neben einer fast in's Kleinliche gehenden Ordnungsliebe einfach edle Sitte, Gastfreiheit, Bildung und an Begeisterung streifende politische Gesinnung, patriotische Aufopferungslust.

Schon der erste Blick in das sauber gehaltene Zimmer, dessen glänzend gescheuerte Diele gewöhnlich mit feinem Sande bestreut ist, verräth, daß die Bewohner dieses freundlichen Raumes mehr von der Welt gesehen haben müssen, als den zer-

bröckelnden Erdrest, der ihre Hütte trägt. Die saubern Bilder an der Wand, fremde Städte und Gegenden darstellend, dazwischen die hübschen Zeichnungen verschiedener Schiffe, an deren Gaffel gewöhnlich die Flaggen Hamburgs, Bremens, Hollands oder Dänemarks wehen, sagen deutlich genug, daß der Herr des Hauses ein viel gereister Mann ist. Nicht selten findet man auch unter dem Spiegel des Wohnzimmers einen kostbaren Dolch, einen überaus kunstreich gearbeiteten und mit brennenden Farben gemalten indischen, oder chinesischen Fächer u. dergl., am Fenster irgend ein kostbares Instrument zur Messung der Entfernungen, immer aber ein weittragendes Fernrohr. Kurz, die ganze Ausschmückung des Zimmers deutet auf die Vergangenheit eines eben so bewegten als interessanten Lebens hin.

Ein nicht eben großer, stets viereckiger Ofen von Gußeisen steht an der einen Wand, und hinter demselben ist die Wand immer mit kleinen viereckigen Kacheln, die gewöhnlich weiß, oft aber auch mit kleinen bunten Landschaften, segelnden Schiffen ꝛc. verziert sind, ausgelegt. In älteren Wohnungen ist wohl auch das ganze Zimmer mit solchen Kacheltapeten verziert. Die friesischen Wohnungen

erhalten dadurch etwas ungemein Gemüthliches, und ich kann es sehr wohl begreifen, daß man in den langen Winterabenden beim knisternden Feuer, bei dampfendem Thee oder Punsch bis tief nach Mitternacht in diesen gemüthlichen Wohnungen beisammen sitzen bleiben und den Erzählungen gereister Seemänner unermüdlich zuhören mag.

Es gibt sicherlich keine zweite Insel von gleichem Flächeninhalt, auf welcher so viele ehemalige Schiffskapitäne leben wie auf Sylt. Das Eiland hat etwa 2600 Einwohner; auf diese kamen um das Jahr 1800 ungefähr 110 Schiffskapitäne und Steuerleute ohne die Matrosen, welche auf deutschen, holländischen, dänischen und besonders englischen Schiffen dienten. In unserem Jahrhundert hat sich dieses Verhältniß geändert, da sich seit den letzten fünfzig Jahren viele Sylter mehr auf Ackerbau und Viehzucht gelegt haben. Auch darf man nicht vergessen, daß die Einwohnerschaft der Insel sich fortwährend verringert, weil jedes Jahr eine Menge kräftiger junger Männer auf dem stürmischen Meere ihren Tod finden.

Der Sylter ist, wie jeder Insulaner, an diese plötzlich erfolgenden Todesfälle so gewöhnt, daß er wenig davon berührt wird. Auch Frauen und



Mädchen fügen sich mit Gelassenheit in das Unabwendbare, eine Schickung des Himmels darin erkennend, ohne daß ich sie dieser Ergebung halber weniger zartfühlend als die Bewohnerinnen des Festlandes nennen möchte.

Das Leben eines Seemanns hat trotz aller Gefahren doch unaussprechlich viel Anziehendes; dies erklärt den Drang junger Männer, sich gleich ihren Vätern, mögen dieselben nun auf dem Meere ihr Leben verloren haben oder nach glücklich überstandenen Gefahren den Rest ihrer Lage in glücklicher Ruhe daheim genießen, frühzeitig sich ebenfalls den tückischen Launen des wilden Elementes anzuvertrauen. Wie der Sohn des Bergmannes nicht früh genug mit dem bereits brustkranken Vater in die schwadenerfüllten Eingeweide der Erde hinabsteigen kann, so drängt es den Knaben des Seefahrers, die zerbrechlichen Planken eines Schiffes zu besteigen. In dieser frühen Gewöhnung an die See liegt gerade das Geheimniß der Seetüchtigkeit, der gründlichen theoretischen und praktischen Seemannsbildung, die man allgemein an den friesischen Schiffern rühmt.

Den Einwohnern Sylts hat diese leidenschaftliche Vorliebe für das Seewesen eine glückliche, in

vieler Hinsicht beneidenswerthe Weltstellung gegeben. Man kennt unter diesen Insulanern die Armuth im strengen Sinne des Worts nur dem Namen nach. Wohlhabenheit, wenigstens bequemes, ja reichliches Auskommen ist weitaus bei den meisten Syltern zu finden. Viele Seefahrerfamilien sind sehr vermöglich, während es eigentlich Reiche wohl gar nicht unter ihnen gibt. Es ward mir versichert, daß man bei den Wohlhabenden die Summe ihres Vermögens durchschnittlich auf 25 bis 30,000 Mark Courant anschlagen könne. Die Meisten erwerben sich diesen schönen Besitz auf dem Meere, gewöhnlich vom achtzehnten bis zum vierzigsten Lebensjahre. Glückliche Seefahrer werden selten länger ihr Leben auf dem Meere zubringen. Wer bis dahin allen Wechselfällen auf dem bewegten Elemente entgangen ist, sehnt sich dann nach Ruhe, nach einem gemüthlichen Leben im Kreise der Seinen. Er kehrt zurück auf sein geliebtes Eiland, übernimmt gewöhnlich ein Gemeindeamt als Rathmann, Strand= oder Dünenvoigt, richtet sich Haus und Hof so freundlich wie möglich ein und erreicht häufig ein sehr hohes Alter.

Noch heutigen Tages ist es herkömmlich auf Sylt, daß junge Männer, die sich der Schifffahrt

widmen, spätestens im zwei und zwanzigsten Jahre ihres Alters wenigstens Steuerleute, wo möglich Kapitäne sein müssen. Wer es in diesem Alter nicht mindestens zum Steuermann gebracht hat, dürfte sich auf seiner heimathlichen Insel, unter seinen im Punkt der Ehre sehr empfindlichen Landsleuten keines sehr guten Rufes erfreuen. Diese Sitte ist so traditionell geworden, daß ein Sylter Seefahrer nicht früher ruht, bis er den höchsten Grad, also den eines Schiffskapitäns erreicht hat, und sollte er auch dreimal das schwierige Examen machen, dessen glückliches Bestehen ihm die Erlaubniß und Fähigkeit zuspricht, ein Schiff über die Weltmeere zu führen.

Alte Seemänner, auch wenn sie mit keinem Fuße mehr die Planke eines Schiffes betreten, leben doch in der Erinnerung meist auf dem Meere; deshalb umgeben sie sich gern mit Dingen, welche diese Erinnerung stets wach erhalten, den Blick immer wieder auf die Vergangenheit und ihre Ereignisse richten. Der Kapitän liebt sein Schiff auch dann noch, wenn längst der Kiel desselben an verborgener Klippe zerschellt ist. Darum findet man im Hause jedes Schiffskapitäns die Abbildungen derjenigen Schooner, Briggs, Bark-

schiffe oder Fregatten, die in frühern Jahren unter seinem Commando gestanden, und diese gewöhnlich recht gut gemalten Bilder sind in den reinlichen Wohnungen friesischer Seemänner ein eben so angenehmer als interessanter Schmuck, weil sie immer von neuem Gelegenheit zu den belohnendsten Gesprächen geben.

Am Schlusse dieses Abschnittes kann ich nicht unerwähnt lassen, daß die gewöhnliche Umgangssprache der Sylter unter einander das Friesische ist. Die Sprache gehört wesentlich mit zum Hause, zur Familie. Wie man spricht, so lebt man, weshalb ich es durchaus nicht für gleichgiltig halte, ob die Friesen für gewöhnlich Hochdeutsch oder Friesisch unter sich und mit ihren Kindern reden.

Es gibt der friesischen Dialekte eine Menge, die mancherlei Abweichungen bei vieler Uebereinstimmung haben. Auf jeder Insel der Westsee, vielleicht selbst auf jeder Hallige sprechen die Bewohner einen andern Dialekt. Verschieden im Allgemeinen von dem Inselfriesisch ist wieder das Idiom der festländischen Nordfriesen; doch können alle einander verstehen. Man will behaupten, auf Sylt werde das beste Friesisch gesprochen. Ich kann das nicht beurtheilen, da ich wenig Friesisch



verstehe, wohl aber konnte ich im Sylter Friesisch urdeutsche Sprachwendungen entdecken, die in fast ganz gleichen Wortlauten auf den Gebirgskämmen Mitteldeutschlands sich wieder finden und in ihrem Klange unverkennbar auf die Entstehung des heutigen Englischen hindeuten. Daher mag es wohl auch kommen, daß selbst der ungebildete Sylter, der von Sprachen gar nichts versteht, in der Regel binnen vier Wochen fertig Englisch lernt. Schön klingend fand ich das Sylter Friesisch nicht, es liegt aber Charakter in diesen kräftigen, häufig aus dem Gaumen herausgesprochenen Lauten. Daß es nie Schriftsprache geworden, ist zu bedauern. Einzelne Lieder haben sich wohl im Munde des Volks erhalten. Der unermüdlich fleißige Cantor Hansen in Keitum hat deren manche gesammelt. Von diesen mag eine charakteristische altfriesische Dichtung, der ich eine möglichst getreue Uebersetzung beifüge, hier stehen, damit der freundliche Leser sich einen ungefähren Begriff von der Sprache dieser nordischen Brüder machen kann.

Die Friesin und ihre Freier,
von Christian Jappen.

1. Der Freier von Friesland.

„Buh Pierken wildh Marri Hennerken frii,
  Man sin Moodter wilt ek liidh,
Jü seid: Mie Seen fortiine wat,
Die Arfdeel maaket die Kual ek fat;
Wü sen jit di jest fjuurtein Jaar
Ek tiinet me en Snaar.“

„Buh Pierken wildh Marri Hennerken frii,
  Man sin Moodter wilt ek liidh.
Jü seid: Wiar ik uk al sa gek,
Da lohd din Dom 't ön Keidem ek;
Wü sen jit die jest fjuurtein Jaar
Ek tiinet me en Snaar.“

„Buh Pierken wildh Marri Hennerken haa,
  Man hi maast höör jit ek faa.
Da wildh hi höm tö See üt tif,
En fjuurtein Jaar faa Hüs of bliif;
Man, arem Mught! hi höldh niin Uurd,
Hi fääl üp See aur Buurd.“

(Buh Pierken wollt' Marie Hennerken frein,
Das wollte der Mutter nicht angenehm sein.
Sie sagte: Mein Sohn verdient ganz nett,
Dein Erbtheil macht den Kohl nicht fett;
Drum einer Schnur bedarf's fürwahr
Nicht für die ersten vierzehn Jahr.

Buh Pierken wollt' Marie Hennerken frein,
Das wollte der Mutter nicht angenehm sein.
Sie sagte: Und wär' ich zu thun es bereit,
So gäbs mit dem Onkel in Keitum wohl Streit;
Drum einer Schnur bedarf's fürwahr
Nicht für die ersten vierzehn Jahr.

Buh Pierken Marie Hennerken haben nun wollt',
Allein sie bekommen er doch nicht sollt'.
Da beschloß er zu gehn auf die See hinaus,
Und vierzehn Jahr zu bleiben vom Haus;
Doch der arme Schelm, er hielt nicht Wort,
Zur See, da fiel er, traun, über Bord.")

---

2. Der Freier von Jütland.

„Diar kam en lidtji Mantje fan Ruudhen,
Me soowen voltig Juuden,
Me soowen Ausen fan sin Plogh,
Me soowen Griskin ön sin Skogh;
Hi glünret üp Hennerk Jerkens Skiin,
En ging aur Haagen die Bööster iin.
Hi sejd tö Marrike:
Min kjäre lidtj Faamen, wa dü wel mi haa,
Saa skel dü alle min Griskin faa.
Marrike sovaaret:
Kjenst dit forstuun?
Grip eedher di Muun,
En bring mi di —
Da feist dü mie."

(Es kam vom Norden ein kleiner Mann
Mit sieben lumpigen Juden an,
Mit sieben Ochsen vor seinem Pflug,
Sieben Ferkel in seinem Schuh er trug;
Er beguckte sich Hennerk Jerkens Scheun,
Und ging über'n Dünger zur Stallthür 'nein.
Er sagte zu Mariechen:
Mein lieb klein Mädchen, willst haben du mich,
So geb' ich all meine Ferkel an dich.
Da versetzte Mariechen:
Merke wohl auf!
Lang nach dem Mond hinauf:
Bring ihn mir zu,
So kriegst mich dazu.)

8.

Aberglaube und Sagenhaftes auf Sylt.

Küstenbewohner, besonders aber Insulaner, sind gewöhnlich fromm, voll unerschütterlichen Gottvertrauens und in gutem wie minder gutem Sinne gläubig. Sie ähneln darin den Bewohnern der Gebirge, ja übertreffen dieselben meistentheils an Innigkeit der Glaubenskraft. Ihre ganze Lebensthätigkeit, ihr ewiger Kampf mit der Wuth rasender Elemente erklären diese Erscheinung. Germanischen Stämmen ist ohnehin Glaubenstreue in hohem Grade eigen, und der friesische Stamm bleibt hinter andern deutschen Bruderstämmen darin nicht zurück.

Noch heutigen Tages finden wir bei den Bewohnern Nordfrieslands ein so festes Gottvertrauen,

eine solche Hingabe an die Allmacht eines höchsten Wesens, wie kaum irgendwo anders, und seltsam, je höher die Noth anschwillt, je drohender die Gefahr sich emporthürmt, je augenscheinlicher Untergang und Vernichtung sich nähern, desto unerschütterlicher wird das Vertrauen des Friesen, desto unumstößlicher sein Glaube. Es ist dies ein schöner Zug in seinem Charakter, der zugleich Vieles in der drangvollen Geschichte dieses kraftvollen Volkes erklärt. Allein so stark der Glaube an eine ewig waltende Vorsehung, so ausgebildet ist bei den Friesen auch die Schattenseite menschlicher Gläubigkeit, der Aberglaube.

Die stürmischen Küsten der Westsee und die Erdbrocken der vom Meer umspülten Inseltrümmer wimmeln von Sagen, sind mit zahllosen Geistern und Gespenstern bevölkert, an die gar mancher Seefahrer glaubt, wenn er auch scheinbar darüber lächelt. Daß Sylt das Heimathland derartiger Spukgestalten wurde und noch ist, darf vollends nicht Wunder nehmen; denn in diese schaurige Düneneinöde mußte die schöpferische Phantasie des Volkes nothwendig Alles verbannen, was schreckenerregend war oder unheimlich erschien. Das Pfeifen und Schrillen des Windes, das Wimmern und

Klagen hier der Brandungswelle, dort eines einsamen Vogels, dem der Sturm die Jungen geraubt; dann wieder das wilde Geheul der Windsbraut, das Aufleuchten zuckender Lichter am öden Strande oder auf den Schaumfeldern der heranrollenden Wogen: dies Alles zusammen schuf geheimnißvolle belebte Wesen, in welchen die friesischen Insulaner ihre natürlichen Feinde erblickten.

Ich habe schon bemerkt, daß die Fata Morgana keine ungewöhnliche Erscheinung ist. Diese, mehr vielleicht noch die häufig, oft ganz unerwartet aus dem Meere aufsteigenden Dünste, welche vom Luftzuge getrieben in seltsamer Gestalt über die Dünenspitzen schreiten, mögen den Dünengeist geschaffen haben, der unter dem Namen „Dikjendälmann" auf Sylt bekannt ist. Der gläubige Seemann sieht ihn häufig in heller Mondnacht über die Dünen wandern und erkennt in ihm den Geist eines durch Schuld Anderer im Schiffbruch Umgekommenen, der mit erhobener Hand, Gerechtigkeit fordernd, an seinem Grabe umherwandelt. Ein Irrlicht, das auf der Haide von Braderup häufig gesehen wird, heißt das „Braderuper Licht" oder das „wilde Feuer" und führt nächtliche Wanderer irre. Gleiches thun die blauen gaukelnden Flämmchen

am Strande, die der Sylter als unheimliche „Strandlichter“ fürchtet, weil sie immer verwüstenden Stürmen vorhergehen sollen. Worin die „Fluth“ und „Thalkälber“ bestehen, von denen man häufig sprechen hört, wollte mir nicht klar werden; doch schien es mir, als seien dieselben mehr erschreckende als in's Unglück stürzende Gestalten. Auch ein „Dünenweib“ gibt es, das einsamen Wanderern erscheint, jedoch ungefährlich ist, da es nur um längst Verlorenes, um ehemaligen irdischen Besitz nebelhaft schwebt.

Ungleich unheimlicher sind die „Wiedergänger,“ auch „Gonger“ genannt. Unter diesen schreckenden Gestalten versteht der Inselfriese Menschen, die in den Wellen ihren Tod gefunden haben und von Zeit zu Zeit ganz in Gestalt und Haltung Ertrunkener frühern Bekannten am Lande wieder erscheinen. Auch das „zweite Gesicht“ fehlt diesen Eilanden der sturmreichen Nordsee nicht. Es gibt wenigstens noch immer manchen Strandbewohner, der Nachts, wenn der flimmernde Schein des Mondes die Wellen mit Silber bestreut, von einer fernen Hallig herüber einen Leichenzug erblickt, ein Schauspiel, das sich bald darauf genau so in der Wirklichkeit wiederholen soll.

Der Glaube an eine in den Fluthen untergegangene Welt liegt auf diesen Frieseninseln so nahe, daß es Sünde wäre, daran zweifeln zu wollen. Oft vernichtete eine einzige Nacht ganze Ortschaften, riß Häuser, Kirchen, Menschen und Thiere spurlos in die Tiefe des zürnenden Meeres hinab. Diese so räthselhaft Verschwundenen leben denn natürlich in der Volkssage fort, und um Sylt hört man heutigen Tages die Glocken des versunkenen Rungholt eben so vernehmlich läuten, wie auf Usedom's Strande jene von dem im Schooße der Ostsee ruhenden fabelhaften Vineta.

Elfen, Zwerge und das luftige Heer der Hexen, dem in Nordfriesland so gut wie in der ganzen übrigen europäischen Welt vor Jahrhunderten zahlreiche Opfer fielen, kennen diese sturmumtobten, nebelreichen Inseln ebenfalls. Die Elfen pflegen in hellen Mondnächten zierliche Reigen auf niedrigen Hügeln zu schlingen, die Hexen tanzen auf den Grabmälern der braunen Haiden, und die Zwerge, „Dennerensken" genannt, haben vorzugsweise im Gestein von Morsumkliff ihren Sitz, wo man sie in stillen Nächten beim melodischen Surren der Brandung singen, häufiger noch klopfen und

schmieden hört, denn die Sylter Zwerge sollen äußerst geschickte Topfmacher sein.

In manchen Ausdrücken der Friesen, die noch jetzt gäng und gebe sind, läßt sich deren Ursprung aus vorchristlicher Zeit leicht erkennen. So waren z. B. Krähen und Raben bei den heidnischen Friesen heilige Vögel, bei denen die Seefahrer zu schwören pflegten. Es ist nun nichts Seltenes, noch gegenwärtig manchen jungen und alten Sylter als Betheurungswort „bi den Raaven" ausrufen zu hören. Eine poetische Vorstellung machten sich die Friesen der Vorzeit von dem Ursprunge der Sterne. Diese ließen sie nämlich aus der untergegangenen Sonne entstehen, indem sie den unverheirathet gebliebenen Mädchen, den „ewigen Jungfrauen," das wunderliche Geschäft zutheilten, die Sonnenscheibe für die Dauer der Nacht in Sterne zu schneiden, während es Aufgabe der „ewigen Junggesellen" blieb, die so gefertigten Sterne am östlichen Himmelsrande hinaufzuschieben. Interessant ist es, daß man schon damals die Entstehung von Ebbe und Fluth dem Monde zuschrieb. Die Friesen wollten nächtlich in diesem Weltkörper einen Riesen bemerken, dessen ausschließliches Geschäft es war, Ebbe und Fluth zu machen. Merkwürdig war ferner auf Sylt der

Gruß, welchen die Frauen einer nahenden Freundin zuzurufen pflegten. Dieser Gruß hieß: „Kummst Frigge!“ und konnte wohl kaum etwas anderes als die Freude ausdrücken, die man beim Erscheinen einer Segenbringerin empfand. Dies angenommen, so reicht dieser Gruß, der vereinzelt heute noch bei allen Sylterinnen gehört werden mag, ebenfalls zurück in die graueste vorchristliche Zeit. Frigge war die Gattin und ordnungsliebende Hausfrau des Wodan in der altfriesischen Mythologie. Die Friesen scheinen dieselbe sehr hoch verehrt zu haben, da sie ihr sogar ein Sternbild, nämlich den Orion am Himmel anwiesen, dessen Schwerdt sie „Rocken der Frigge“ nannten.

Dies und noch manches Andere erfuhr ich von meinem Gastfreunde, der gewiß bei Vielen sich großen Dank verdienen würde, fände er früher oder später Muße, den reichen Schatz seines Wissens und seiner Forschung über altfriesische Sitten, Sagen und Geschichten der Welt mitzutheilen.

IV.

Der Schlickläufer.

Ein Strandbild.

(Nach mündlichen Mittheilungen des Cantor C. P. Hansen in Keitum auf Sylt.)

Jene eigenthümliche unterseeische Welt, welche in einer Ausdehnung von etwa siebenzig geographischen Meilen bei dem Ablaufen der Fluth an der schleswigschen Küste gleichsam aus dem Meere emporsteigt, nennt man die Watten der Nordsee. Sie bestehen größtentheils aus einem fetten, dicken, schwarzgrauen Schlamme, der hin und wieder so fest ist, daß man ihn fast trockenen Fußes betreten kann, gewöhnlich aber ist er weich und zäh und besitzt eine solche Saugkraft, daß nicht nur kleine Gegenstände von einiger Schwere, sondern sogar Wracke gestrandeter Schiffe in gar nicht langer Zeit von ihm eingeschluckt werden. Diese weichen und ungleich größeren Wattenfelder nennt der Küsten- und Inselbewohner „Schlickwatten."

zwischen den größeren Wattenfeldern bildet der ab- und zufließende Ebbe- und Fluthstrom hier breite, dort schmale, hier tiefe, dort seichte Flußrinnen, die auch bei Tiefebbe immer mit Meerwasser angefüllt bleiben. Dies sind die „Wattströme,“ die gleich einem unermeßlichen Adernetz rund um die Inseln und Hallige sich ausbreiten und die Verbindung derselben mit dem Leben und Nahrung spendenden Meere stets aufrecht erhalten.

Zur Zeit der Ebbe sieht man in dieser schwarzgrauen, glitzernden Wattenwüste nicht selten einzelne Menschen umherwandern, um von einer Insel zur andern zu gelangen. Nur Leute, welche ganz vertraut sind mit dem bloßgelegten Grunde des Meeres, welche die kleineren Wattströme (Leien), ihre Tiefe und Richtung kennen, welche zugleich fast auf die Minute zu berechnen wissen, zu welcher Zeit, je nach der Richtung und Gewalt des Windes, die Fluth wieder eintreten muß, dürfen es wagen, die Wattenfelder als Fußsteige zu benutzen. Geübte Leute solchen Schlages, die gewöhnlich aus Noth und um ein Stück Geld zu verdienen diese todesgefährlichen Meerpfade wandern, heißen „Schlickläufer.“

Gewöhnlich sind es unerschrockene, kaltblütige,

kühne, ja tollkühne Menschen, die aus dem Schlick-laufen ein Gewerbe machen. Selbst die erfahren-sten sind ihrer Sache nie völlig gewiß, und bei weitem die Meisten kommen bei plötzlich eintreten-dem Nebel, durch ein Umschlagen des Windes, durch ein nicht voraus zu berechnendes plötz-liches Kentern des Ebbestromes, der in Folge eines vielleicht viele hundert Meilen weiten Stur-mes im großen Ocean die Meereswogen rascher von West gen Ost wälzt, jammervoll um. Manche gehen bei ihren Schlickwanderungen auch auf Beute aus, wie der Grund des Meeres sie bis-weilen birgt, oder verbinden die Eigenschaften eines Schlickläufers und Strandräubers aufs In-nigste in einer Person.

Ein Mensch solchen Schlages war im vor-vorigen Jahrhundert der noch heute im Munde der Insel- und Küstenbewohner lebende Tade Boh Rink. In einem jener tiefen Dünenthäler, welche die südlichste Spitze der Insel Sylt bilden, stand seine Hütte. Hier lebte er still und eingezogen, weniger von seiner Hände Arbeit, als von den Gütern gestrandeter Schiffe, welche die Brandung an den Strand warf. Rink war von Jugend auf nicht ängstlichen Gewissens gewesen; er fand es



höchst einfach, sich das anzueignen, was die endlose Meereswoge ihm vor die Füße legte, ohne lange zu fragen, ob wohl ein Anderer näheres Anrecht darauf habe. Er ward ein Strandräuber.

In jenen Tagen fiel das nicht auf. Die meisten unbegüterten Bewohner der Nordseeinseln lebten auf gleiche Weise. Das Strandrecht war ein allgemeiner Brauch, den man nicht bloß übte, für den man sogar öffentlich von der Kanzel herab den Segen Gottes anrief. Tade Boh Rink unterschied sich nur dadurch von Hunderten seines Gleichen, daß er das Strandrecht raffinirt ausübte. So oft die See stürmte und der geübte Strandräuber von einem der hohen spitzen Dünenkegel, die gleich weißen Flammen meilenweit ins Meer hineinleuchten, ein Schiff der Insel zutreiben sah, traf er die nöthigen Vorkehrungen für den zu übenden Raub. Dies zweideutige Handwerk trieb Rink viele Jahre und erhielt dadurch sich und seine Familie. Inzwischen fraßen die gierigen Wogen sich immer tiefer ein in die schutzlosen Dünenwände seiner Heimathinsel. Wilde Nordweststürme brachen die Gipfel der Dünenkegel ab, wirbelten den feinen Sand thurmhoch in die Luft, verschütteten die Thäler und gaben binnen wenigen

Tagen und Nächten dem ganzen Dünengebirge eine andere Gestalt. Auch Tade Boh Rink's Hütte ward unter den Wogen des weißen Dünensandes begraben, der letzte Rest seiner dürren Felder vernichtet.

Einige Tage später brandete die grüne Meerfluth da, wo der Strandräuber über ein Vierteljahrhundert gelebt hatte. Er siedelte sich mit den Seinen nach Föhr über, wo er als Fischer und gewandter Lootse und Küstenfahrer sich leicht hätte nähren können. Allein das behagte Rink nicht. An ein faules, dabei abenteuerliches Leben gewöhnt, besaß er nicht Charakterfestigkeit genug, sich davon zu trennen, einen ehrlichen Erwerb dem wilden Strandräuberhandwerk vorzuziehen. Vielmehr begann er sein Räuberleben nunmehr ins Große zu treiben, was ihn zu einem ebenso gefährlichen, als gefürchteten Menschen machte.

Ein Meister in der Führung des Steuers, hielt ihn auch der entsetzlichste Sturm nicht ab, in See zu gehen. Glaubte Rink Aussicht auf reiche Beute zu haben, so bestieg er sein Flachboot und trieb durch das tobendste Wellengebraus lachenden Muthes in den brüllenden Ocean. Hörnum-Odde, sein ehemaliger Wohnsitz, war in



Folge der Verwüstungen, welche die Sturmfluthen daselbst angerichtet hatten, von allen Bewohnern verlassen worden. Eine traurige, melancholische, unheimliche Sandeinöde, mieden es die Insulaner. Man hielt den Ort für verflucht. Die wilde Phantasie der Strandbewohner bevölkerte ihn mit gespenstischen Gestalten, die daselbst ihr Wesen trieben und in stürmischen Mondnächten durch ihr Zauberwesen ansegelnde Schiffe heranlockten, damit sie an den Dünenwänden zu Grunde gingen.

Tade Boh Rink lachte zu derartigen Märchen. Er kannte keine Furcht. Ob Gespenster oder der Teufel selbst auf den Wogen trieben oder Wacht hielten am Strande, war ihm höchst gleichgültig. Weit mehr fürchtete er die Strandvögte, denen es obliegt, über die an den Strand getriebenen Güter zu wachen und die Strandräuber zu verhaften.

Um nun mit diesen nicht zusammenzutreffen oder wohl gar in Händel zu gerathen, zog Rink es vor, meistentheils bei Nacht auf Raub auszugehen. Das Fahrwasser kannte er, den Sturm fürchtete er nicht, sein scharfes Auge, das bei Nacht fast ebenso gut sah als bei Tage, war ihm der sicherste Leiter. Tade Boh Rink ward selten



von Jemand bemerkt, und doch machte er stets die besten Geschäfte. Des Nachts, wenn kein Anderer sich hinauswagte auf's Meer, trieb der schmale, schwarze Nachen Rink's durch die Wogen, und wer dann dem kecken Schiffer mit den langen flatternden, grauen Haaren begegnete, hielt ihn für eine gespenstische Erscheinung, wie der Seemann deren auf allen Meeren, zumal bei heftigen Stürmen, viele sehen will. Tade Boh Rink aber steuerte seinen Nachen auf Hörnum-Odde zu, dessen leuchtende Dünenspitzen ihm auch in der finstersten Nacht nie verborgen blieben.

Diese unheimliche Gegend ist nach länger anhaltenden Stürmen gewöhnlich mit Schiffstrümmern, Strandgut, oft auch mit angeschwemmten Leichen bedeckt; denn die aus dem Ocean heranstürzenden Wogen brechen sich an den weit in's Meer hinauslaufenden Sandbänken, welche der Seemann ihrer gegen das Land hin mehr und mehr ansteigenden Form wegen „Schwellen“ nennt. Für unerschrockene Schiffer war daher nach jedem Sturme die Südspitze von Sylt eine Fundgrube reicher Schätze. Spülte die See auch nicht Gold und Silber aus, so fanden sich, halb überweht von nassem Sande, Brauchbarkeiten anderer Art,



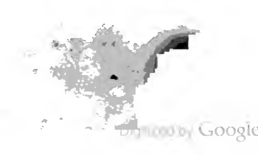
und trieben gar Leichname an, so fehlte es einem kecken und gewissenlosen Manne niemals an Beute verschiedenster Art.

Rink gehörte nun just zu denjenigen Menschen, denen Alles recht ist, wenn es ihnen nur Vortheil gewährt. Zag war er nicht, das Gewissen machte ihm keine Skrupel, und da er seiner eigenen Meinung nach sich jeder eigentlich verbrecherischen Handlung enthielt, so zählte er sich selbst unter die besseren Sterblichen. Er stahl und mordete nicht, er fiel Niemand auf offenem Felde an, aber er trug zusammen, was er fand, und daß er mehr fand, als andere Leute, rechnete er sich zu einem Verdienste an. Nur seinem Muthe, seiner Unerschrockenheit, seinem kühnen Wagen hatte er das Glück zu verdanken.

Jahre lang schon hatte Rink dies Strandräuberleben getrieben, da spielte ihm der Zufall unvermuthet einen bösen Streich. Ein entsetzlicher Sturm, der manchen braven Seemann für immer in die Tiefe der salzigen Wogen versenkte, lockte den beutegierigen Mann nach wochenlangem faulen Leben nach Hörnum hinüber. Wie gewöhnlich theilte er mit umwundenem Ruder die rauschende Fluth bei Nachtzeit, erreichte glücklich den Strand

der entsetzlichen Dünenwüste und fand bald, was er suchte. Da und dort in einer tiefen Schlucht der hohen Sandhügel hatte die See einen Leichnam ausgeworfen. Diese plünderte Rink aus, trug auch noch andere an den Strand geschwommene Schätze zusammen und hielt sich dabei bis zum dämmernden Morgen auf.

Mit Beute schwer beladen wollte er sein Flachboot wieder besteigen, um den Nachforschungen der Strandvögte zu entgehen, die jedenfalls mit Tagesanbruch die verrufene Inselspitze besuchten. Zu seinem nicht geringen Verdrusse hatte aber die anschwellende Fluth das Boot losgerissen und weit hinaus in die See getrieben. Dem solcherweise Verlassenen blieb nichts übrig, als entweder einen sehr wahrscheinlichen Kampf mit dem ersten ihm zu Gesicht kommenden Strandvogte zu bestehen, oder seine mühsam zusammengetragenen Schätze freiwillig aufzugeben. Zu beiden hatte Rink keine Lust. Schnell entschlossen wendete er sich den Dünen wieder zu, drang in die verstecktesten Thäler derselben ein und vergrub hier seine Reichthümer mit großer Sorgfalt. Dann verwischte er geschickt die Spuren seiner Fußtapfen, erstieg die nächste Dünenspitze und ging quer über



die sandigen Hügel ins Innere der Insel hinein, wo er als harmloser Herumschlenderer Niemandem auffiel.

Der Himmel hatte sich inzwischen wieder aufgehellt, der Wind war umgeschlagen, wie das häufig an diesen Küsten geschieht, und als die Sonne sich zum Untergehen neigte, breitete sie wallende Purpur über die unermeßliche Meerfluth.

Ein paar friesische Schiffer in der Wiedingharde waren mit eintretender Ebbe auf's Festland zurückgekehrt und jetzt beschäftigt, ihre Netze am Deichrande vor ihren Wohnungen zum Trocknen aufzuhängen. Als sie ihre Arbeit beendigt hatten, blickten sie nach Seemannsart noch einmal hinaus auf das Meer. Die Fluth war bereits sehr weit abgelaufen, mithin die unheimliche Wattenwelt, so weit das Auge reichte, aus der Tiefe emporgestiegen. Dennoch wollte es den Fischern scheinen, als bewege sich etwas in dieser morastigen Wüste. Eine Gestalt, riesengroß, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, schwebte geisterhaft über dem grauschwarzen Meeresgrunde. Im ersten Augenblick überrieselte es die Friesen eiskalt, denn sie glaubten in der riesenhaften Gestalt einen spukhaften „Gonger" zu erblicken.

Allein ihr scharfes Auge sagte ihnen doch sehr bald, daß wirklich ein menschliches Wesen sich auf den Wattenfeldern bewege, und daß die riesenhafte Größe desselben nur von der Brechung der Lichtstrahlen in der abendlichen Dunstatmosphäre herrühre, die meistentheils über dem Grunde des Meeres zittert.

Die Fischer stritten sich jetzt darüber, wer wohl der Mann sein möge. Der Eine wollte einen Bekannten „Tuulgräber"*) in ihm erkennen, der Andere behauptete, es sei ein Austerndieb, der sich von der Höntje, der bekannten großen Austernbank unfern Sylt, für ein paar Tage Nahrung geholt habe. Und in der That hatte diese letzte Meinung etwas für sich. Als nämlich die räthselhafte Persönlichkeit an die letzte Lei kam und dieselbe trotz der Tiefebbe unüberschreitbar fand, bemerkten die neugierigen Fischer, daß der Unbekannte etwas Schweres auf beiden Händen trug und dies jetzt auf der höchsten Stelle des Watt niederlegte. Ihrer Meinung nach konnte dies nur ein mit frischen Austern gefülltes Netz sein.

*) So nennen die Friesen Diejenigen, welche es sich zur Aufgabe machen, im Schlick verborgenen Torf während der Ebbe zu gewinnen.

Aus dem unruhigen und, wie es schien, unsicheren Hin- und Wiederlaufen des Unbekannten ersahen die Fischer auf dem Deiche, daß die breite und tiefe Lei ihn hindere, das Festland zu erreichen. Das erschreckte die gutherzigen Menschen, denn da untrügliche Zeichen ihnen sagten, daß die Fluth bereits wieder eingetreten sei, mußte der unglückliche Verlassene von dem immer höher und gewaltsamer heranrollenden Meeresschwalle unrettbar fortgerissen werden. Sie versuchten daher ihm durch Zeichen die Richtung anzugeben, die er nehmen müsse, um auf den Watten noch vor der höher steigenden Fluth ans Land zu kommen. Sei's nun aber, daß der einsame Wanderer diese Zeichensprache nicht verstand, oder daß er die Bewegungen der Männer am Strande nicht zu erkennen vermochte; genug er achtete nicht darauf. Indeß zeigte sein ganzes Thun, daß er klug und vorsichtig verfahre. Die Fischer bemerkten nämlich mit nicht geringem Erstaunen, wie derselbe emsig bemüht war, alles nur einigermaßen Harte und Feste auf dem Watt zusammenzutragen und auf dem höchsten Punkte desselben einen kleinen Hügel zu erbauen. Sie konnten nicht mehr zweifeln, daß der Verlassene auf diese Weise dem Untergange zu

entrinnen versuche. Allein bekannt mit der Macht der Fluthströmung, schüttelten die Wiedinger ob solchen, ihrer festen Ueberzeugung nach nutzlosen Thuns die Köpfe und sprachen im Stillen ein Gebet für den armen Mann. Die inzwischen eingebrochene Nacht setzte ihren Beobachtungen ein Ziel. In der sichern Erwartung, am nächsten Morgen einen Leichnam am Strande zu finden, begaben sie sich in ihre geschützten Wohnungen hinter den Deichen.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß jener räthselhafte Wanderer kein Anderer war, als der unerschrockene Tade Boh Rink. Als er sein Boot an den Dünen Hörnums nicht mehr fand, sagte er sich sogleich, daß nur auf Umwegen eine Rückkehr nach seinem gegenwärtigen Wohnsitze möglich sei. Er berechnete dabei als praktischer Seemann, daß in glücklichem Falle wohl auch sein Fahrzeug an den Strand von Föhr antreiben könne, denn er kannte die Dauer und Macht der Fluth- und Ebbeströmung zwischen den beiden Inseln Sylt und Föhr sehr genau.

Rink hielt sich daher gar nicht lange auf Sylt auf, wo er ohnehin nichts zu suchen hatte. Die Ebbe war bereits eingetreten, als er den



Strand bei Keitum erreichte, und ohne langes Bedenken folgte er der zurückweichenden Fluth. Leichten Fußes schritt er über die grauen Wattenfelder fort, so rasch er es vermochte. Wo das Watt in Schlick überging, setzte er seinen gefahrvollen Weg sprungweise fort. So würde er sein Ziel, die Wiedingharde, vor Rückkehr der Fluth erreicht haben, hätte der kühne Wanderer der vielen Leien und Priehle wegen nicht oft beträchtliche Umwege machen müssen. Als die östlichste Lei vor ihm lag, sah er an der Bewegung des Wassers, daß bereits Fluth sei. Das Festland war demnach nicht mehr zu erreichen. Rink sah einen sichern Tod in den Wellen vor Augen, wenn er nicht irgendwie Rath schaffen konnte, sich gegen den Andrang der Fluth zu schützen. Wie er dies versuchte, haben wir schon angedeutet. Der Plan des kühnen Abenteurers gelang vollkommen. Tade Boh Rink erbaute sich auf dem Watt einen kleinen Hügel, über welchen die Fluth zwar fortspülte, doch ohne ihm irgend welchen Schaden zuzufügen. Er lachte der ängstlichen Fischer am Strande, deren Bewegungen er wohl sah, und nahm sich vor, ihnen durch die That seine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen.

Am andern Morgen hatten die beiden Fischer nichts Eiligeres zu thun, als den Deich zu besteigen und auszuschauen, was wohl aus dem Schlickläufer geworden sein möge. Es war noch halbe Ebbe, die Watten nur zum Theil überfluthet. Allein so weit das Auge reichte, war nirgends ein menschliches Wesen zu erblicken. Dagegen erkannten die Wiedinger sehr deutlich noch die Ueberreste des kleinen Muschel- und Steinhügels, welchen der kecke Mann am Abend vorher erbaut hatte. Todt konnte derselbe mithin nicht sein. Während sie darüber sprechend vom Deich herab zum Strande stiegen, sahen sie deutlich im fetten Kleiboden eingedrückte Fußstapfen, deren Richtung einen vom Meere landwärts gehenden Wanderer verriethen. Neugierig verfolgten sie dieselben, und siehe da, sie führten gerades Weges nach dem Weideplatze ihrer Pferde. Als sie diesen betraten, fehlte der beste Renner. Statt seiner fand man ein Stück Horn, den Ueberrest eines Messergriffes, worin deutlich der Name „Rink“ zu lesen war. Bei diesem Funde gingen den Wiedingern die Augen auf. Ein paar sehr verständliche „Gott verdamm mich, der Strandräuber hat uns bestohlen!“ entschlüpften unwillkürlich ihren Lippen.

Der „tolle Rink," wie das Volk den Schlickläufer nannte, trabte mittlerweile auf seinem gestohlenen Klepper mit großer Seelenruhe der Insel Föhr, seiner gegenwärtigen Heimath zu. Die unsicheren Wattenwege, die er von der Wiedingharde dahin einschlagen mußte, schreckten ihn nicht. Er hatte sie wohl hundertmal zurückgelegt, und jetzt, wo er ein Pferd sein nannte, fühlte er sich ungleich sicherer. Rink kam auch ohne ferneren Unfall auf der Insel an, gab dem geraubten Pferde seine Freiheit und ging an der nördlichen Küste den Strand entlang, sein scharfes Auge immer auf den Meerstrom geheftet, der zwischen Sylt und Föhr auch zur Ebbezeit nie abläuft.

Der erfahrene Schiffer hatte sich nicht verrechnet. Mit zurückkehrender Fluth gewahrte er auf dem bewegten Wasserspiegel einen dunkeln Gegenstand, der rasch immer näher schwamm. Daß derselbe ein Boot sei, konnte ihm nicht entgehen, und daß dies Boot ihm zugehöre, dafür sprachen alle Wahrscheinlichkeitsgründe. Gesetzt aber auch, es sei dem nicht so gewesen, Rink blieb sich und seinen strandräuberischen Grundsätzen stets treu und erklärte Alles, was vom Seewasser ans Land gespült wurde, ohne langes Bedenken für sein

Eigenthum. Um nicht allzulange auf die Bewegungen der Fluthwelle warten zu müssen, ging Rink dem wachsenden Wasserschwalle entgegen. Diesmal sollte sich seine Vermuthung bestätigen. Das Boot gehörte ihm wirklich zu. Lachend schwang er sich hinein, und da er Alles in bester Ordnung fand, ergriff er das Steuer, hißte ein Segel auf, wendete und hielt wie am Tage vorher wieder auf die Dünenwände Hörnums zu.

Glücklich erreichte der „tolle Rink" nach Sonnenuntergang die wüste Südspitze Sylt's, wo er diesmal sein Boot mit größter Vorsicht in einem sicheren kleinen Hafen befestigte. Unter dem Schutze der Nacht ging er dann in die Dünenschlucht, wo er die früher geraubten Kostbarkeiten verborgen hatte, und grub sie aus. Er war eben fertig damit und wollte sich an Bord seines Fahrzeuges begeben, als er Menschenstimmen in nicht großer Entfernung hörte. Lauschend blieb er stehen, verdeckt von dem Vorsprunge eines Dünenkegels. Bald zeigten sich auch im Grau der Nacht zwei Gestalten, die hart am Saume des weißen Brandungsgischtes über den weißen Sandboden fortschritten. Am Eingang zur Schlucht

machten sie Halt, wechselten einige Worte und kamen dann gerade auf ihn zu.

Da Rink nicht wissen konnte, ob diese beiden Unbekannten gleich ihm selbst Strandräuberei treiben oder, im Fall sie Strandvögte waren, auf Menschen seines Schlages fahnden wollten, fühlte er durchaus keine Neigung, mit ihnen zusammen zu treffen. Eine List mußte ihn aus seiner Verlegenheit retten. Rasch hing er ein paar der erbeuteten Kleidungsstücke auf eine Stange, die ihm zur Hand war. Diese Kleider, vom Winde bewegt, konnten in der Ferne und beim unsicheren Nachtdunkel gern für ein sich bewegendes menschliches Wesen gehalten werden. Zu größerer Sicherheit noch ahmte der tolle Rink täuschend ähnlich erst das Knurren, sodann das Gebell eines großen Hundes nach. Beides machte die sich Nahenden stutzig. Sie blieben stehen, kehrten dann wirklich um und verschwanden am Strande. Rink lachte ihnen übermüthig nach im Tone des in dieser Dünenwüste häufig vorkommenden Spottvogels, der Lachmöve. Als er die Luft allerwärts rein wußte, raffte er seine Schätze zusammen, barg sie im Boot und steuerte getrosten Muthes nach Föhr hinüber, das er auch glücklich erreichte.

Nach diesem mit seltener Kühnheit und Geistes-gegenwart ausgeführten Abenteuer lebte Tade Boh Rink herrlich und in Freuden von den erbeuteten Schätzen. Er besaß genug, um geraume Zeit mit den Seinigen schwelgen zu können, was ihn denn auch veranlaßte, ein gottvergessenes Faullenzer-leben zu führen. Wie lange dies währte, melden die Ueberlieferungen nicht, nur seine letzte unglaub-lich kühne, aber freilich nicht rühmenswerthe That ist auf die Nachwelt gekommen.

Es waren seit dem erzählten Abenteuer Jahre vergangen und der Schlickläufer hatte inzwischen manch anderes Wagniß unternommen und alle immer mit bewundernswerthem Glück zu Ende geführt. Mit dem, was er auf solche Weise er-warb, ernährte er sich und die Seinigen. Ein langer und völlig sturmloser Sommer jedoch, in welchem für den „tollen Rink“ nichts zu gewin-nen war, zehrte seine Schätze völlig auf, und als der Herbst sich einstellte, lugte aus jeder Ritze von des Strandräubers Hütte der Mangel.

Rink war über die Ungunst des Wetters sehr ärgerlich. Schon wollte er, um mit den Seinen nicht Hungers sterben zu müssen, sich entschließen, gleich anderen ehrlichen Leuten zu arbeiten. Da

kam die mitleidige Natur ihm wiederum zu Hülfe. Der Horizont umzog sich mit drohenden grauen Wolken, einzelne Windstöße, die pfeifend an die lockern, zum Theil gesprungenen Fensterscheiben seiner Hütte pochten, meldeten als vorausgeschickte Warnungsboten die nahenden Herbststürme. Rink athmete von Neuem auf. Er machte sein Boot segelfertig, schaute lange aus nach allen Himmelsgegenden, ob seine Vermuthungen sich wohl bestätigen würden, und nachdem er wußte, von welcher Seite her das bald losbrechende Unwetter aller Wahrscheinlichkeit nach am stärksten und anhaltendsten toben würde, ging er noch vor Abend in See, zwischen den Halligen mit ihren wunderlich gestalteten Häusern gen Süden steuernd.

Tade Boh Rink war Tags vorher über die Watten nach Amrum gewandert, um in den dortigen Dünen zur Ernährung der Seinigen ein paar Kaninchen zu erlegen. Diese Beschäftigung sagte seinem Charakter mehr zu, als eine gewöhnliche bürgerliche Arbeit, da sie eine entfernte Aehnlichkeit mit der ihm zur andern Natur gewordenen Strandräuberei hatte. Während der Jagd auf Kaninchen bestieg Rink mehrere der höchsten Dünenspitzen jener Insel und bemerkte mit seinen

ungemein scharfen Augen, daß viele Schiffe nach den Mündungen der Weser, Elbe und Eider unterwegs seien. Der Wind war frisch, wehte aus Nordwest und sicherte den Schiffen eine gute und rasche Fahrt, wenn er nicht plötzlich umschlug. Dies war nun aber wenige Stunden später geschehen. Er ging immer mehr westlich und wich schon am nächsten Morgen unter heftigen Böen ganz nach Südwest ab. Dabei konnte in den nächsten 48 Stunden von all den vielen Schiffen kein einziges die Elbe oder Weser erreichen, wohl aber war Aussicht vorhanden, daß mehrere bei aufspringendem Sturme von der großen rückwärts rollenden Fluthwelle erfaßt, gegen die Sandbänke getrieben würden, welche vor den Mündungen der Eider, an den Außendeichen und um die nordfriesischen Inseln das Meer erfüllen. Darauf baute der Schlickläufer seine eigensüchtigen verbrecherischen Pläne.

Schon am nächsten Morgen ankerte Rink's Boot auf einer Sandbank unfern der Insel Pellworm. Von hier aus konnte man alles Fahrwasser im Westen der schleswig'schen Küste vortrefflich beobachten, ganz besonders die Mündungen der alten und neuen Hewer, der Eider, Elbe und

Weser. Jedes nach einer oder der andern dieser Strommündungen ansegelnde Schiff kam in den Gesichtskreis eines achtsamen vor Pellworm liegenden Spähers.

Die Bewohner der genannten Insel hielten den einsamen Schiffer für einen Robbenschläger, da er auf den Watten herumlungerte, ohne irgend etwas anderes zu thun, als auf die See hinauszublicken und Schaalthiere aus dem Schlick aufzulesen. Gegen Abend desselben Tages ward der Wind immer heftiger, die Luft dabei durch niedrig ziehende Nebel dick. Es war nicht mehr zu zweifeln, daß höchst wahrscheinlich noch vor Mitternacht ein Südweststurm mit der ganzen in dieser Jahreszeit gewöhnlichen Heftigkeit und Andauer losbrechen werde.

Mit einbrechender Dämmerung befestigte Rink sein Boot mit aller denkbaren Vorsicht. Dann verließ er es und schlich sich im Dunkel der feuchten Seenebel an die Insel. Wären die Bewohner Pellworm's Nachtschwärmer gewesen, so würden sie eine Gestalt schattenhaft über die Deiche, durch die schmalen, schlüpfrigen Wege zwischen ihren Feldern haben schleichen und in der Nähe der alten massenhaften rothbraunen Thurmruine ver-

schwinden sehen, die noch jetzt vorhanden und weit in die See hinein zu sehen ist, weshalb sie auch ansegelnden Schiffen als Merkzeichen dient.

Die Halligmänner, welche so zu sagen nur von der Gnade des Meeres leben, sind bei Stürmen die aufmerksamsten Beobachter jetzt des Himmels, dann wieder der Wogen, die brüllend an den Warften ihrer Häuser sich brechen. Auf einigen der Pellworm zunächst gelegenen Halligen bemerkten die Einwohner gegen Mitternacht mit ungetheiltem Staunen, daß gerade über der genannten Insel eine glänzende Flamme aufleuchtete, deren Widerschein meilenweit auf dem stürmischen Meere sichtbar war. Diese hochlodernde Flamme hatte in der Entfernung ganz das Ansehen eines Baakenfeuers, und wer nicht sehr genau mit der Lage der friesischen Inseln bekannt war, mußte sie vom Meer aus für ein derartiges Licht halten. Den Halligbewohnern kam dies nie gesehene Licht höchst merkwürdig vor, weshalb Einige es genauer zu beobachten sich entschlossen. Diese Beobachtungen ergaben bis zur unwiderleglichen Gewißheit, daß die räthselhafte Flamme am Kranze des alten Kirchthurms auf Pellworm loderte und daß sie genau da angebracht war, von wo aus ihr röth=

licher Schein die schäumenden Wellenberge der Westsee beleuchten mußte. Ueber die Entstehung und die Ursache dieses sonderbaren improvisirten Leuchtfeuers konnte sich begreiflicherweise Niemand Rechenschaft geben, auch lag es nicht in der Art dieser Leute, fruchtlose Nachgrübeleien darüber anzustellen.

Der Sturm wuchs inzwischen zum Orkan an. Das Geheul in den Lüften, das Rauschen und Brüllen der See übertönte jedes andere Geräusch. Auf das Meer konnte auch der waghalsigste Lootse sich nicht hinauswagen, und überdies wäre dies auch thöricht gewesen, da man weder Nothschüsse vernahm, noch auch irgendwo in der freilich sehr dicken Luft Fahrzeuge bemerkte, welche fremder Hülfe bedürftig gewesen wären.

Dieser entsetzliche Sturm dauerte drei Tage und drei Nächte, und in jeder Nacht nach 11 Uhr begann am westlichen Kranze der Pellwormer Kirchenruine das räthselhafte Feuerzeichen aufzuflackern, mit seinen düsteren Strahlen die schäumenden Wogen der Nordsee trüb und unheimlich beleuchtend. Vor der beginnenden Morgendämmerung erlosch regelmäßig das unerklärliche Licht, ohne daß irgend

Jemand sein Entstehen wie sein Verschwinden zu deuten vermochte.

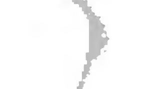
Als das Unwetter sich zu legen begann, zeigten sich bald die Spuren der furchtbaren Verwüstung, die es angerichtet hatte. Schiffstrümmer aller Art, zerrissenes Tauwerk, Planken, zerbrochene Schanzwände, Kisten, Tonnen und Geräthschaften trieben auf Inseln und Halligen ans Land. Bei diesem traurigen Anblick frohlockten die Meisten dieser Insulaner, denn Gott hatte offenbar den Strand gesegnet, damit sie den langen Winter sorglos überdauern könnten. Jung und Alt machte sich nun auf den Weg, eilte nach den Booten und steuerte hinaus nach den „Bänken," die vor den Watten der Frieseninseln gelblichweiß schimmernd wie Geister der Tiefe sich ausdehnen. Auch die Strandvögte bestiegen ihre Fahrzeuge, um Unordnungen möglichst zu verhüten und dem Raube der gestrandeten Güter zu steuern, was damals noch eine eben so undankbare als gefährliche Aufgabe war.

In all dem Graus der empörten Elemente und während des jammervollen Unterganges von Hunderten prägten sich nur dem zerwetterten Antlitz eines einzigen Menschen die Züge maßloser Freude ein. In einem sicheren Versteck der Insel Pellworm



wartete Tade Boh Rink getrost, ja hoffnungsvoll die Wuth des Herbststurmes wie den Erfolg seiner satanischen List ab. Denn er war es gewesen, der in jeder Nacht die weithin leuchtende Flamme am Westrande der alten Kirchenruine entzündet und bei Anbruch des Tages wieder ausgelöscht hatte. Sein Plan bei dieser fluchwürdigen That war ganz richtig. Er stützte sich auf die meistentheils nur den Küstenfahrern in der Westsee bekannte starke Rückwärtsbewegung der Fluthwelle, welche fremde Schiffer sehr häufig und fast immer bei stürmischem Wetter täuscht. Ein improvisirtes Leuchtfeuer an unbekannter Stelle mußte diese Täuschung vollkommen machen und die irregeleiteten Schiffer rettungslos auf die breiten vor Eider und Hewer liegenden Sandbänke treiben, wo sie der Wuth des empörten Meeres preisgegeben binnen wenigen Stunden gänzlich zu Grunde gingen.

Tade Boh Rink sah mit innerlichem Entzücken die ersten Schiffstrümmer von den sich beruhigenden Wogen ans Land spülen. Unverweilt ergriff er das Ruder seines Bootes und trieb mit Riesenkraft das leichte Fahrzeug durch die immer noch ziemlich hoch gehenden Wellen. Da er der Erste am Platze war, fiel die Beute sehr reich aus. Wohl an



zwanzig zum Theil schon geborstene oder auch der Zerstörung durch Sturzseen nahe Wracks gestrandeter Schiffe lagen auf den Bänken. Viele der unglücklichen Seefahrer mußten umgekommen sein, denn da und dort im fetten Schlick, von dem braunen Geäst des Seetanges umschlungen, sah man die Körper Ertrunkener.

Rink hielt unter diesen Opfern seiner egoistischen Verschlagenheit eine reiche Ernte, indem er nur das Werthvollste, leicht Fortzuschaffende an sich nahm und nach seinem Boote brachte. Die Habsucht und Raublust fesselte ihn jedoch länger als klug war, so daß der kühne Räuber den übrigen Inselbewohnern, die jetzt von allen Seiten zu den gestrandeten Schiffen heranschwammen, nicht unbemerkt entschlüpfen konnte. In jenen noch etwas wilden Zeiten galt ganz besonders bei Bergung von Strandgütern der Grundsatz des Faustrechtes. Der Stärkste, Gewandteste behauptete gewöhnlich das Feld und solche, die Andern zuvorkamen, sahen die später Erscheinenden nicht eben mit freundlichen Augen an.

Rink war als Strandräuber oder doch wenigstens als ein Mensch bekannt, der für gewöhnlich sein Leben nicht auf ehrenwerthe Weise fristete.



Mehrere der heranrudernden Schiffer von den Inseln erkannten ihn jetzt, und da die Bauernvögte durch Nachforschungen an der alten Kirchenruine ermittelt hatten, daß irgend ein kühner Waghals an dem Gemäuer emporgeklettert sein mußte, um das von manchem Insulaner bemerkte Feuer am Kranze zu entzünden, fiel bei Vielen zugleich der Verdacht auf den alten Schlickläufer. Dieser Verdacht steigerte sich zur Gewißheit, als Rink sich schleunigst aus dem Staube zu machen suchte und die mannigfachen Zurufe gar nicht beachtete.

Aus Aerger darüber und weil die Insulaner mit gutem Grunde vermutheten, daß der Föhringer ihnen das Beste bereits weggefischt haben werde, begannen mehrere der Keckſten den Fortsegelnden zu verfolgen. Rink war jedoch im Vortheil und bei seiner Gewandtheit in der Führung des Steuers selbst für sehr geübte Ruderer nicht gar leicht einzuholen. Der Ebbestrom riß mit gewaltiger Kraft das trefflich gebaute Boot auf dem Wattstrome seewärts, und da eine kleine Brise den Räuber noch unterstützte, so hatten die Verfolger geringe Hoffnung ihn einzuholen. Dennoch standen sie nicht ab von ihrem Plane. Es schien ihnen Vergnügen zu machen, den alten Waghals zu jagen

und tüchtig zu ängstigen. Ohnehin hatten sie etwas Anderes nicht im Sinn, als die erbeuteten Schätze ihm im Ergreifungsfalle abzunehmen und unter sich zu vertheilen.

Rink würde auch höchst wahrscheinlich seinen Verfolgern entkommen sein, hätte er sein Fahrzeug nicht zu schnell vorwärts treiben wollen. In der Absicht, es in eine schmale Priehle zu leiten, um auf kürzerem Wege die Westküste Föhr's zu erreichen, steuerte er nicht vorsichtig genug. Das pfeilschnell vorwärts schießende Boot rannte auf den Grund und saß sogleich wie eingekeilt fest im fetten Schlickboden. Der tolle Rink sah ein, daß entweder längere Zeit erforderlich sei, um es wieder flott zu machen, oder daß er die Rückkehr des Hochwassers abwarten müsse. Eins war so unthunlich als das Andere, denn seine Verfolger waren ihm nahe an den Fersen und konnten ihn schon nach wenigen Minuten umringt haben. Da erwachte die ganze Keckheit des tollkühnen Mannes in der Brust des Alten. Die Watten lagen stundenweit von der Meerfluth entblößt vor ihm. In anderthalb Stunden war Tiefebbe und das erste Mondviertel streute blasse Silberflocken durch das rasch ziehende Gewölk auf die gefahrvollen schlüpfrigen Wattenstege.



„Es muß geschehen!" murmelte Rink entschlossen, raffte zähneknirschend die werthvollsten und leicht fortzubringenden Gegenstände auf, schlug mit seinem kurzen Beile ein Loch in den Boden des Bootes und sprang auf das Watt, das hier noch Fuß tief mit Wasser bedeckt war. Nach einigen Sprüngen hatte der tollkühne alte Mann das trockene Watt erreicht, das, ziemlich fest, den eiligst Fliehenden sehr gut trug. Allein Rinks Stunde hatte geschlagen; das böse Verhängniß breitete seine schwarzen Fittiche über ihn aus und übernahm das Amt der Vergeltung.

In der Eile des Fliehens verfehlte nämlich der so geübte Schlickläufer den rechten Pfad. Er bemerkte es erst, als es zu spät war und er den Boden mehr und mehr unter seinen Füßen weichen fühlte. Der Unglückliche war auf eine jener in den Watten zahlreich sich vorfindenden Stellen gekommen, wo der Schlick in rollenden Morast übergeht und trotz der fetten harzartigen Masse doch Alles einschluckt. Gegen diesen furchtbaren Feind, der sich unsichtbar wie der Rachegeist des erzürnten Meeres oder wie die Geister der durch seine Schuld Ertrunkenen an seine Fersen klammerte, war aller Kampf vergebens. Rink sank immer tiefer und

tiefer in den Schlick ein. Seine Verfolger wagten nicht, dem Unglücklichen sich zu nähern, da ihnen ein gleiches Schicksal bevorstand. Sein Rufen, endlich sein Verzweiflungsschrei machte sie nur zu lautlosen Zuschauern seiner fruchtlosen Anstrengungen. Schon nach Verlauf einer Stunde war der Schlickläufer bis unter die Arme in das Watt versunken. Lange aber sahen die Insulaner von ferne noch die machtlosen Bewegungen des armen Mannes, bis zuletzt seine Stimme erstickte und nur noch die langen grauen Haare des Versinkenden im blassen Strahle des Mondes über dem dunklen Wattenfelde hin und her flatterten.



V.

Die verbindenden Flammen.

Novellette.



1.

„Das ist ein böses Wetter,“ sagte der Hofbesitzer Silmens, in das Zimmer seines Freundes, des Doktor Elbing tretend. „Es gießt, als hätten sich alle Schleußen des Himmels geöffnet, und wenn es noch lange so anhält, ist es völlig unmöglich, daß in den Marschen ein Nachbar den andern besuchen kann.“

Elbing lachte, indem er seine Pfeife weglegte und neben Silmens Platz im Sopha nahm.

„Da hört man den Landmann wieder sprechen,“ versetzte er. „So lange ich nun hier praktizire, und das sind künftige Ostern volle sechs Jahre, weiß ich mich noch keines Herbstes zu erinnern, wo nicht ganz gleiche Klagelieder von euch Hofbesitzern angestimmt worden wären. Entweder

gibt's Theuerung wegen zu anhaltender Trocken-heit, oder die Aecker ersaufen, und Menschen und Vieh kommen in den schlechten, aufgeweichten Marsch-wegen um. Es muß euch Landleuten im Blute liegen, zu klagen und zu lamentiren. Darin stimmt ihr mit den Geistlichen trefflich zusammen. Da kann Gott auch schicken, was er will, Frieden oder Krieg, Aufklärung und Civilisation oder Jesuiten-missionen und Verwilderung: die Welt und ihre Bewohner werden doch in ihren Augen mit jedem Tage schlechter, und man muß sich über alle Maßen wundern, daß nicht Wasser und Feuer zugleich vom Himmel fallen, um die fatale „Menschenbrut" auf einmal ganz und gar auszurotten."

„Immer spotte," erwiederte Silmens, „es bleibt doch wahr, was ich sage. Danke Gott, daß Du heute ruhig in Deinen vier Pfählen sitzen bleiben kannst."

„Weiß ich's?" sagte der Doktor. „Wir ar-men Aerzte sind die geplagtesten Geschöpfe auf Erden. Uns fragt man nicht, ob wir Lust haben, die schirmende Hütte zu verlassen, wir müssen in allen Graus, in alle Empörung der Natur hin-aus, wenn wir gerufen werden; denn solchem Rufe zu folgen ist uns Pflicht."

„Hast Recht, hast Recht," entgegnete der Hofbesitzer, „dächten jedoch Alle wie ich, so würdet Ihr wenig inkommodirt werden. Ich kurire mich immer selber."

„Ja, ja, ich weiß," fiel lachend Elbing ein. „Spinnweben und Lakritzensaft sind, wenn ich nicht irre, Deine Hauptarzneien."

„Lache, so viel Du willst," versetzte Silmens, „ich weiß, was ich thue und bleibe bei der Stange. Spinnweben verwende ich bei äußerlichen Schäden, Lakritzensaft, wenn's im Innern nicht ganz richtig ist. Hauptsache bei aller Medicin bleibt doch, daß sie helfen soll, und meine Mittel helfen mir und Andern."

„So? Praktizirst Du unter der Hand?"

„Wenn Du nichts dagegen hast, ja," sprach Silmens. „Ich bin darin, wie alle andern praktischen Leute. Wer Zutrauen zu mir hat, dem ertheile ich Rath, und hilft mein Rath, so freue ich mich darüber. In's Grab kurire ich sicherlich Niemand. Wer unter meiner Behandlung stirbt, der hat sich den Tod selbst zuzuschreiben."

„Glaub's unbeschworen," versetzte der Doktor, „und eben darum gestatte ich Dir auch fernerhin die Ausübung Deiner Praxis. Nur eins bedinge

ich mir aus, nämlich, daß Du Dich nicht über Spinnweben und Lakritzensaft versteigst. Man könnte doch nicht wissen!"

Elbing konnte sich des Lachens nicht mehr enthalten und ließ denn seiner Laune freien Lauf. Silmens hörte ruhig zu. Als der Doktor sich satt gelacht hatte, sprach er:

„Ich will Dir was sagen, Elbing. Wollte ich glauben, meine Mittel seien in allen Fällen untrüglich, so wäre ich ein radikaler Narr, wolltest Du aber im Ernste behaupten, sie könnten gar nichts nützen, so würdest Du einem Charlatan ähneln. Gelt?"

Elbing zuckte die Achseln. „Möglich," sagte er, „doch kommt dies, wie mir scheinen will, mehr auf Ansichten an."

„Dann müßte es auch blos eine Ansicht sein, wenn Jemand behauptet, gewisse Uebel ließen sich zur Zeit des abnehmenden Mondes leichter heben, als bei Vollmond."

„Das sind Naturgeheimnisse," meinte Elbing.

„Nun dann ist's schon gut, und wir sind einig," erwiederte der Hofbesitzer. „Die Kräfte meiner Spinnwebe und meines Lakritzensaftes gehören auch mit unter die Naturgeheimnisse."

Während dieses Gespräches war es dunkel geworden. Der Regen schlug an die Fenster und die schon halb entblätterten Aeste der alten Linden, die den Platz um die einfache, aber hübsche Kirche schmückten, schwankten im scharfen Südwestwinde hin und her und schienen einander unter zahllosen Verbeugungen geheimnißreiche Mährchen zu erzählen. Elbing zog die Schelle und bestellte Licht, das von seinem Hausmädchen auch bald gebracht ward. Bevor jedoch die Dirne wiederkam, öffnete sich die Hausthür, an der Jemand klopfte. Elbing vernahm, daß auf der Diele gesprochen ward, und als die Bedienung mit dem Lichte in's Zimmer trat, überreichte sie ihm ein fein zusammengefaltetes Billet. —

„Von wem?“ fragte er das Mädchen.

„Ich habe den Namen nicht recht verstanden,“ sagte diese entschuldigend. „Der Bote steht noch draußen; es habe Eile, meinte der Bursche.“

Das Mädchen entfernte sich wieder und Elbing betrachtete das Billet mit neugierigen Blicken.

„Nun,“ sprach Silmens, „ich denke, es hat Eile, und Du stehst noch da und drehst das Papier zwischen den Fingern?“

„Ich kenne die Hand nicht," versetzte der Doktor, „und da kann ich nicht umhin, zuerst allerhand Vermuthungen aufzustellen, und aus den Schriftzügen nicht sowohl auf den Charakter, als auf das Aussehen des Schreibenden zu schließen. Was meinst Du, Silmens, wie mag wohl die Person aussehen, die so fein kritzelt?"

Elbing reichte seinem Freunde das erhaltene Billet.

„Donnerwetter," platzte dieser heraus, „das ist ein Händchen wie in Kupfer gestochen! Sollt' es wohl von einer Dame sein?"

„Höchst wahrscheinlich, aber ob von einer verheiratheten oder unverheiratheten, das ist jetzt die Frage; und sodann, ob sie jung oder bejahrt, hübsch oder häßlich, blond oder brünett ist? Verstanden?"

„Vollkommen," sagte trocken der Hofbesitzer. „Ich weiß jetzt sehr genau, daß Du Dich möglichst bald verheirathen mußt, sonst wirst Du Unglück haben mit Deinen Patienten, Du magst ihnen nun Rhabarber, Brechwurz, Baldrian, Dintenfisch und pulverisirten Elephantenzahn eingeben, oder wie ich, einen Lakritzensaft."

Das Lachen war jetzt auf Silmens Seite, während Elbing das Billet erbrach und rasch durchflog. „Anna Helming," sagte er, das Briefchen wieder zusammenfaltend und in die Brusttasche seines Rockes versenkend. „Alt kann die Schreiberin nicht wohl sein, denn sie pflegt ihre kranke Tante."

„Halt, das ist eine falsche Prämisse, Herr Doctor medicinae et chirurgiae," unterbrach ihn lachend sein Freund; „wenn nun die Tante so ein achtzig Jährchen auf dem Rücken hätte, könnte die Nichte möglicherweise doch auch schon Bekanntschaft mit Zahn- und Haarkünstlern gemacht haben."

„Diese nicht," versetzte zuversichtlich der Doktor, mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Brusttasche deutend, in welcher das erhaltene Billet ruhte.

„Kennst Du sie?" gegenfragte Silmens.

„Nein, aber ihr Wohnort verräth mir, daß sie mit derartigen modernen Falschheiten der Kultur nichts zu thun hat."

„Wo wohnt die — die —"

„Anna Helming wohnt auf den Außendeichen," versetzte mit einem Anflug von Würde der Doktor.



„Auf den Außendeichen?“ wiederholte Silmens. „Nein, da muß ich Dir Recht geben, dort kennt man diese Verschönerungsmittel des baufällig gewordenen Menschen nicht; aber, aber —“

„Nun, was aber?“ fragte Elbing.

„Die Außendeicherinnen sind — ich kann's Dir als Kenner zuschwören — keine Huldinnen. Einer Venus Anadyomene begegnest Du auf diesen umflutheten Grasplätzen nicht, dagegen rühmt man das Gedeihen der Vierfüßler, die man Marschkühe nennt, hoch und höchst.“

„Laß Deine Bemerkungen!“ versetzte halb verdrießlich der junge Doktor. „Eine Dienstmagd pflegt doch wohl nicht solche Hand zu schreiben?“

„Gewiß nicht, aber ich habe Mütter vieler Kinder gekannt, die noch zierlicher schrieben.“

„Sei's, wie's sei, ich werde es ja bald erfahren. Doris, Johann soll schnell den Rappen satteln!“

„Du willst reiten?“ fragte Silmens. „Jetzt bei hereinbrechender Nacht und bei diesem Heidenwetter nach den Außendeichen reiten? Ist Deine Gegenwart so unerläßlich? Elbing, ich bitte Dich, bedenke Dein eigenes Wohl! Bei solchem Wind

kommst Du nie und nimmer lebendig zu Pferde auf die Außendeiche."

Elbing zuckte abermals die Achseln und sagte: „Ich bin Arzt, die Pflicht ruft, und dem Rufe der Pflicht muß der Arzt zu jeder Tageszeit, bei jeglichem Wetter folgen, so lange seine eigene Gesundheit es erlaubt. Lakritzensaft kann ich einem heftigen Fieberkranken, der bereits im Delirium liegt, unmöglich verschreiben."

„Scherz bei Seite, Elbing," fiel sein Freund ein, „es ist wirklich Gefahr beim Reiten. Ich kenne zwar die Außendeiche nicht genau, wohl aber deren Umgebung, und, ich kann Dich auf mein Wort versichern, daß bei so starkem Wehen die Priehle in den Watten weder zu Fuß noch zu Roß zu passiren sind."

„Dieser Streitfrage wollen wir schnell ein Ende machen," versetzte der Doktor, „der Bursche, welcher das Billet überbracht hat, soll entscheiden."

Auf Elbings Ruf trat ein junger Mensch in's Zimmer, breitschultrig und stämmig, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß Wind und Wetter ihm sehr gleichgiltige Dinge seien. Er trug eine kurze Jacke von grobem Tuche, eine Seemanns-



mütze und die an den Küsten üblichen groben leinenen Beinkleider, die alle Seeleute bei ihrer Beschäftigung überzuziehen pflegen. Sein Gruß war unbeholfen, aber treuherzig.

„Sind die Watten gut zu passiren?“ fragte ihn der Doktor.

„Ganz gut, Herr,“ versetzte der Bursche, „nur muß man derbes Schuhzeug haben.“

„Etwa wie Du, nicht wahr?“ sagte Elbing. „Es kommt dann auf ein paar Fuß Schlamm mehr oder weniger nicht an.“

„Das thut's, Herr.“

„Trägt der Schlick Pferd und Mann?“

„Wenn man den Weg trifft, ja.“

„Du kennst doch die Wege?“

„Ich denke, Herr.“

„So kann ich also zu Pferde die Außendeiche erreichen?“

„Wenn uns die Fluth nicht zuvorkommt, gewiß.“

„Nun, da hörst Du's,“ sagte Elbing zu seinem Freunde.

„Mein Pferd geht sicher, es ist an das Brausen der Wellen gewöhnt, und wenn mich der Führer nur nicht im Stiche läßt, so komme ich auch durch

ein wenig Brandungsschaum. Also Adieu, auf Wiedersehen!"

Der Hofbesitzer schüttelte den Kopf. Er konnte die heitere Stimmung seines Freundes nicht theilen, und als dieser in Begleitung des stämmigen Führers in die regnerische Nacht hinausritt, mußte er unwillkürlich seufzen.

Auf hohen Deichwegen, die von dem anhaltenden Regenwetter bereits so durchweicht waren, daß Elbing nur in mäßigem Schritt reiten konnte, erreichten die beiden Männer die Küste. Das Meer rollte grau und unheimlich über die schwarzen Schlickmassen, die hohen Anspülungen mit weißen Schaumbändern umsäumend. Zwischen diesen Schaumbändern, welche als Wegweiser dienten, führte der Pfad nach den Außendeichen, die wie schwarze Wälle aus der See emporragten und in der nebligen Regenatmosphäre nur undeutlich zu erkennen waren. Obwohl es ziemlich stark wehte, war die Luft doch auffallend warm, ja fast schwül zu nennen. Behutsam folgte Elbing dem voranschreitenden Führer, genau auf die Waschungen der Brandung achtend, die ihre Schaumkreise immer weiter heranrollte und den Pfad mehr und mehr verengte. Sein Roß schnaubte und zeigte eine

ungewohnte Unruhe. Doch gehorchte es dem Zügel und schritt bedächtig über das weiche, bisweilen fast rollende Watt.

Etwa auf der Hälfte dieses gefährlichen Weges blieb der Führer plötzlich stehen und horchte scharf auf Wind- und Wellengebraus.

„Was zögerst Du?“ fragte Elbing. „Laß uns eilen! Ich sehe, daß die Brandung sich bereits auf dem Watt begegnet. Wenn wir säumig sind, müssen wir unverrichteter Dinge umkehren, und das, dünkt mich, könnte jetzt schon auch für den Rückweg zu spät sein.“

„Der Wind hat gekentert, Herr,“ erwiederte der Bursche. „Ich bin etwas zu weit links gegangen. Weiter hinauf liegt das große Saugwatt und gerade dahin steuern wir jetzt.“

„Verdammt!“ rief Elbing aus, und riß sein Roß unwillkürlich so stark am Zügel rückwärts, daß es bäumte und wieherte.

„Was ist dabei, Herr!“ erwiederte der Führer. „Ich kenne die Watten; wir biegen eben rechts ab.“

„Da hinein, mitten in die Brandung?“ sagte Elbing. „Wo denkst Du hin! Ich bringe im Leben den Rappen nicht durch diesen Schaumsturz.“

„Sie müssen, Herr,“ versetzte kurz angebunden der junge Mensch. „An den Außendeichen hilft man sich, wie man kann. Die Rücken der Thiere werden da nicht gefragt.“

„Aber ich sage Dir, Bursche, der Rappe scheut und wirft mich ab.“

„So gehen Sie zu Fuße und ziehen das Thier an dem Zügel nach,“ rieth der Führer.

Elbing brummte ein paar Flüche vor sich hin und schwang sich aus dem Sattel, denn er wußte recht wohl, daß Widerstreben in so fataler Lage völlig unnütz sei und daß er sein eigenes Leben gefährde, wenn er nicht rasch dem bereits in die Brandung hinein watenden Führer folge.

Zwar schnaubte das Roß und schlug mit den Vorderhufen gegen den fetten emporspritzenden Schaum, als könne es ihn niedertreten, doch folgte es williger seinem Herrn, als dieser geglaubt hatte. So durchschritten beide Männer eine seichte, bereits mit Seewasser angefüllte Stelle und erreichten glücklich das feste Watt wieder, das jetzt in gerader Richtung gegen den finstern Wall des größten Außendeiches fortlief.

Elbing athmete tief auf, als er die dunkle Gestalt seines Führers etwa zwanzig Schritt vor

sich auf dem Rücken des Deiches erblickte. Der gefährliche Weg war zurückgelegt. Beide waren geborgen. Er stieg wieder zu Pferde und sah nun einige hundert Schritte entfernt in der graulichen Tiefe des Außendeiches ein paar glänzende Lichtpunkte schimmern.

„Die meinen's gut, Herr," sprach sein Geleitsmann, auf die Lichter deutend. „Da liegt unser Ziel. Sie haben Leuchten an die Fenster gestellt, damit wir nicht irre gehen können. Ja, das ist wahr, grob sind wir Außendeichsmannen, aber das Herz haben wir auf dem rechten Fleck. Da hilft Jeder dem Andern, und wen Gott nicht verderben will, der kommt gewiß nicht um."

Elbing drückte dem ehrlichen Burschen die Hand; man hörte ein paar Hunde anschlagen, und nach wenigen Minuten lag das hohe Strohdach eines niedrigen, nach allen Seiten hin durch die gewaltigen Deichdämme gegen die Einwirkungen der Stürme wohl geschützten Hauses vor ihnen. Der Doktor stieg ab, überließ das Pferd seinem Begleiter und trat in das Innere der Wohnung.

2.

In einem ländlich einfachen Zimmer, dessen Diele mit glänzend weißem Sande bestreut war, traf Elbing die Kranke. Die Vorhänge des in die Wand hineingebauten Lagers waren zurückgeschlagen. Zu Füßen des Bettes stand ein alterthümlich geformter Polsterstuhl mit meergrünem Sammetüberzuge. Ein Mädchen, dessen Gesichtszüge Elbing bei seinem Eintreten nicht erkennen konnte, da eine trübbrennende, mit grünem Schirm überdeckte Lampe das Krankenzimmer nur unvollkommen erleuchtete, war mit der Zubereitung eines Trankes für die Leidende beschäftigt.

Der Doktor nahm Platz am Bette und erkannte alsbald, daß der Zustand der Kranken ungeachtet des starken Fiebers nicht gefährlich sei.

Es war eine kräftige Frau in den Fünfzigen, gewöhnt an das Leben auf den Deichen und mithin nicht verzärtelt, doch wollte es dem Arzte scheinen, als müsse sie früher in andern Verhältnissen gelebt haben.

Manche an die Kranke gerichtete Frage beantwortete das Mädchen mit weicher, liebreicher Stimme. Dies gab Elbing Gelegenheit, dasselbe schärfer ins Auge zu fassen, und da erkannte er denn sehr bald, daß die jugendliche Gefährtin der Leidenden schlank, sehr hübsch, brünett und keineswegs bäurisch in ihrem Benehmen sei. Er titulirte sie deshalb „Fräulein" und ließ gelegentlich einfließen, daß er in ihr wohl die freundliche Briefstellerin vor sich habe.

Anna Helming — denn sie war es — bejahte, nicht ohne etwas dabei in Verlegenheit zu gerathen. Sie entschuldigte ihre Kühnheit, daß sie gewagt habe, an Elbing zu schreiben. Es sei ihr jedoch nichts übrig geblieben, da ihre Tante einmal Vertrauen zu ihm habe und ein mündlich gegebener Auftrag im Kopfe des zwar gutmüthigen, aber gänzlich ungebildeten Burschen doch nicht zum Besten aufgehoben gewesen sein würde.

Elbing fand das Mädchen ganz allerliebst und beutete, wozu die Kranke die beste Veranlassung gab, das Glück des Augenblicks, recht viel mit Anna zu sprechen, nach Kräften aus. So erfuhr er ihre ganze kurze Lebensgeschichte, die einfach genug war. Anna Helming lebte seit Jahr und Tag bei ihrer Tante, eigentlich als Wirthschafterin, in der That aber mehr als Gesellschafterin. Die Tante war Wittwe und besaß den größten Viehstand auf den Außendeichen. Anna, die mehrere Geschwister hatte und etwas von der Landwirthschaft verstand, konnte dem Wunsche der Tante, ihr behilflich zu sein, nicht entgegentreten, obwohl sie eine Erziehung genossen hatte, die sie befähigte, in kultivirten Zirkeln zu erscheinen und in solchen vielleicht eine Rolle zu spielen.

Die Kranke schlummerte ein und Elbing verstrich in Anna's Gesellschaft, welche, nachdem sie die erste Befangenheit besiegt, ungemein lebhaft und mittheilend wurde, die Zeit so schnell, daß er die Bemerkung des zweimal die Thür öffnenden Burschen, es sei nunmehr nöthig, wieder aufzubrechen, ganz verhörte. Erst als er von selbst nach der Uhr sah und bemerkte, daß es beinahe Mitternacht war, sprang er auf, bat Anna um



Entschuldigung wegen seines langen Verweilens, empfahl ihr aufmerksame Pflege der Kranken und schickte sich zum Aufbruche an.

„Sie kommen doch morgen am Tage wieder?“ fragte das junge Mädchen. „Ich schicke Ihnen den Burschen, damit Sie nicht irren auf den Watten. Bitte, kommen Sie ja bald, Herr Doktor. Denn wenn das Fieber sich abermals so heftig bei meiner Tante wie heute kurz nach Tische zeigt, wird mir in dieser trostlosen Abgeschlossenheit unglaublich bange.“

„Meine Hand darauf, ich komme!“ versetzte Elbing, die Hand Anna's erfassend und mit Herzlichkeit drückend. „Aber nunmehr leben oder schlafen Sie wohl, denn da zeigt sich zum dritten Male mein Dränger und Retter.“

Anna begleitete den Arzt bis an die Hofthür. Der Himmel war trüb, die Wolken zogen niedrig, dabei wehte es auffallend warm aus Südwest.

„Glückliche Heimkehr!“ rief das hübsche Mädchen, als Elbing, nochmals mit der Hand grüßend, dem schon vorausgeschrittenen Burschen auf seinem rüstigen Pferde in raschem Schritte folgte.

„Es ist später geworden, als ich glaubte," sagte Elbing zum Sohn der Außendeiche; „das Wasser wird uns doch nichts thun?"

„Meine Schuld ist's nicht, wenn wir ersaufen, Herr," versetzte der Bursche trotzig; „an Erinnern hab' ich's nicht fehlen lassen. Aber ich weiß schon, das Fräulein mit ihren Wassernixen-Augen hat den Teufel im Leibe."

„Sprich mit mehr Respekt von Deiner Herrschaft, Junge," versetzte Elbing, „Fräulein Helming steht hoch über Dir."

„Kann sein," versetzte brummend der Führer; „wenn sie aber auch tausendmal klüger ist als ich, durch die Watten weiß sie sich ohne meine Hilfe doch nicht gut zu finden. Und dem Herrn Doktor möchte es wohl ebenso ergehen."

Elbing erwiderte nichts auf diese Bemerkung, sondern folgte, seinen Gedanken nachhängend, dem rasch vorausschreitenden Burschen. Obwohl das Wasser mächtig schwoll, erreichten sie doch glücklich das Festland, da der Führer sich diesmal nicht verirrte. Am Strande wollte der Hirt wieder umkehren; dies gab jedoch der Doktor nicht zu, da er besorgte, der junge Mensch könne doch in dem stärker aufrollenden Schaume des Meeres

verunglücken. Auch ließ sich der Bursche nicht lange bitten, dem Arzte in seine Behausung zu folgen und die Nacht daselbst zuzubringen. Vor Tagesanbruch händigte ihm Elbing die inzwischen bereiteten Arzneien für die Kranke ein und trug ihm herzliche Grüße an Fräulein Helming auf.

„Nur an's Fräulein, nicht an die Tante?" fragte der Bursche, mit den Augen zwinkernd.

„Versteht sich, auch an die Kranke, d. h. wenn sie wach ist," sagte Elbing ärgerlich. „Aber nun eile, damit es nicht zu spät wird. In der dritten Nachmittagsstunde werde ich mich selber von dem Befinden der Leidenden überzeugen."

„Das ist Recht, Herr. Sie haben dann auch länger Zeit, die arme Frau zu beobachten, denn die Fluth tritt heute eine gute Stunde später ein, als gestern."

„Daß Dich!" brummte Elbing und schlug die Thür hinter dem schadenfroh Lachenden zu.

In seinem Studierzimmer holte er das Briefchen aus der Brusttasche seines Rockes hervor, betrachtete sehr genau die Schriftzüge, las sie einige Male und verschloß sie dann in eine mit verschiedenen wohlriechenden Billets angefüllte Schatulle, indem er für sich bemerkte, Anna schreibe wie in

Kupfer gestochen, und wisse sich mündlich wie schriftlich ungemein elegant auszudrücken.

Gegen Mittag hörte es auf zu regnen, der Wind blieb jedoch südlich und wehte stärker als am Morgen. Elbing ließ sein Pferd satteln und trabte den hohen Deichweg entlang nach der Küste. Ungefähr auf halbem Wege sah er Silmens von seinem Hofe her gegen ihn heranschreiten. Er wäre wohl, ohne anzuhalten, weiter geritten, hätte das scharfe Auge des Hofbesitzers ihn nicht erkannt und mit seinem langen Springstocke ihm gewinkt, daß er auf ihn warten möge. Als Silmens dem Doktor zurufen konnte, fragte er:

„Nun, wie stehen die Aktien, Freund? Du bist, wie ich sehe, schon wieder auf geradem Wege nach den Außendeichen, und aus Deiner Vertiefung in Dich selbst, die Dich im Sattel hängen läßt, als hätte man einen König der Affen darauf gesetzt, muß ich schließen, daß Dich die Heilung der Tante schweres Kopfzerbrechen kostet. Aber wie steht es mit der Nichte aus? Ist sie jung, blond, hübsch, oder von allem das Gegentheil?"

„Ich glaube wirklich," versetzte Elbing, „Gott schickt mir die Menschen heute nur deswegen in den Weg, daß sie mich ennuyiren sollen. Du

thust mir einen „bannig“ großen Gefallen, Silmens, wenn Du Dich nicht weiter in Deinen Geschäften stören läßt. Ohnehin wird es Zeit, auf die Gräben zu achten, denn das Wasser steht bereits sehr hoch. Adieu.“

Damit gab Elbing seinem Roß in halber Zerstreuung einen leichten Schlag mit der Gerte, daß es erschrak und trotz des schlechten Weges in vollem Laufe davon rannte. Silmens sah dem schlechten Reiter lächelnd nach, dann setzte er mit Hilfe seines Springstocks über einen der Gräben und sagte für sich:

„Jung ist die Briefschreiberin, und häßlich kann sie auch nicht sein, denn so wahr ich ein Dithmarsche bin, der Doktor ist verliebt bis über die Ohren! — Wie er dahin jagt! Wie der Teufel, wenn ihm der Erzengel Michael eine hinterrücks gekaperte Seele wieder entreißen will. — Nun, Glück zu, alter Junge! Bettest Du Dich auf Dunen in Deiner Ehe, so folge ich Deinem Beispiele. Wer weiß, ob die Außendeiche in ihrer sturm- und wogenumbraus'ten Einöde nicht auch eine Huldin bergen, die meinem Geschmacke zusagt. Ist er doch etwas derberer und hausbackenerer Natur, als der des Doktors.“

Inzwischen erreichte Elbing zwar nicht ohne einige Mühe — denn sein Gaul wollte ihm gar nicht recht gehorchen — aber doch glücklich den traurigen Erdfleck, in dessen deichumgürteter Vertiefung das einsame Haus lag. Bei Tage erschrak er fast über die entsetzliche Oede, die hier der charakteristische Ausdruck von Land und Meer ist, und es wollte ihm gar nicht zu Sinne, daß überhaupt gebildete, mit den Bedürfnissen moderner Gesittung nur einigermaßen vertraute Menschen auf so gänzlich verödeter Scholle leben können; völlig beklagenswerth schien ihm aber das Loos eines jungen Mädchens, das an geselligen Umgang gewöhnt, vielleicht sogar mit Eleganz und Luxus vertraut, jetzt mitten unter ungebildeten, nur auf das Nächste und Gewöhnlichste gewiesenen Hirten sich langweilen und ihre schönsten Jugendtage verlieren mußte. Die Worte: „Das geht nicht an! — Das muß anders werden! — Das wäre Sünde gegen Jugend und Schönheit!“ entschlüpften seinem Munde, ohne daß er es selbst bemerkte.

Elbing fand die Kranke besser, als er vermuthet hatte. Der fieberhafte Zustand hatte sich fast ganz verloren; sie war heiter, sah klar und klug in die Welt und sprach längere Zeit mit dem

jungen Arzte, indem sie ihm für seine Bemühung dankte und ihn mit Lobeserhebungen überschüttete. Elbing fühlte sich beinahe genirt, da er sich sagen mußte, daß er so großes Lob gar nicht verdient habe. Er hätte schon nach einer Viertelstunde die abgelegene Wohnung wieder verlassen können, denn allen Symptomen nach befand sich die Kranke entschieden auf dem Wege der Besserung; dennoch blieb er, knüpfte nach jedem zu Ende gebrachten Redegegenstande wieder ein neues Gespräch an und war auch durchaus nicht verlegen um Auffindung eines solchen, was ihm doch sonst zuweilen begegnete. Dabei saß er Anna am Bett der Tante gerade gegenüber und fand, daß sie bei Tage noch hübscher sei, als bei trübem Lampenlicht. Sie trug heute ihr schönes reiches Haar in lang herabhängenden Locken geordnet, so daß ihr feines, von rosigem Schmelz überhauchtes Gesicht wie in einer glänzenden dunkelbraunen Wolke ruhte.

Unvermerkt verstrich so Stunde nach Stunde, und Elbing saß immer noch plaudernd Anna Helming gegenüber. Es war längst Abend, Nacht, ja sogar spät geworden. Die Tante sprach schon seit ein paar Stunden nicht mehr, denn das Ge-

plauder ihrer Nichte mit dem so überaus geschickten Arzte hatte sie in wohlthätigen Schlummer gewiegt. Erst als Anna aufstand und einige Unruhe zeigte, gedachte Elbing wieder an die Zeit, entschuldigte sein langes Verweilen und bereitete sich zum Aufbruche.

„Ich bin in Sorge um Sie," sagte Anna, ihren tiefen Blick theilnehmend und gleichsam heimlich fragend auf den jungen Arzt heftend. „Es weht stark, die Luft ist schwer, das Meer braus't grollend. Allein können Sie durchaus nicht über die Watten und doch —"

„O ich kenne den Weg bereits vollkommen," unterbrach sie Elbing, „und überdies werden Ihre Gedanken, die mich ja, wenn Sie um mich besorgt sind, begleiten müssen, mir den besten Schutz gewähren. Sie sehen, mein Fräulein, ich bin so stark Egoist, daß ich sogar ein lebhafteres Herzklopfen um meiner selbst willen Ihnen verursachen möchte."

Anna schlug die Augen nieder und wagte den Arzt kaum mehr anzusehen.

„Der Bursche, welcher Sie gestern hergeleitete, ist ausgegangen und nirgend zu finden," fuhr sie fort. „Ich begreife nicht, wo er sich hin verlaufen



haben kann. Kein Anderer von unsern Hirten ist so vertraut mit den Schlickwegen, daß ich einen derselben Ihnen als Führer empfehlen möchte."

„Es ist durchaus unnöthig," sagte Elbing. „Wie ich schon bemerkt, kenne ich die Wege. Mein Pferd ist auch ein kluges Thier und hat eine so feine Witterung wie der beste Jagdhund. Also gute Nacht, werthes Fräulein! Erlaubt es meine Zeit, so sehen wir uns übermorgen wieder."

Elbing ergriff rasch Anna's Hand und preßte einen flüchtigen Kuß darauf, bevor das junge Mädchen es verhindern konnte. Schnell verließ er dann die Wohnung der Kranken, und als Anna sehen wollte, ob der einsame Reiter auch den rechten Pfad finden werde, sah sie seine und seines Rosses Gestalt nur noch wie dunkel dahin wandelnde Nebelkerne zwischen den glänzend weißen Schaumborden der Brandung schimmern.

Elbing gewahrte bald, daß er sich sehr beeilen müsse, wenn er noch ohne Unfall das Watt überschreiten wolle. Er trieb daher sein Pferd schärfer als gewöhnlich an, wodurch das arme Thier unruhig ward. Dennoch ging es in festem, sicherm Trabe auf der schmalen, dunkeln Linie des Wattes fort, die wie ein schwarzes Band zwischen

beiden Brandungsgürteln dahin lief. Schon erkannte Elbing den hohen Deichrand des Kronprinzenkooges — da stutzte das Pferd, stemmte beide Vorderfüße fest in das Watt, hob den Kopf in die Höhe und begann angstvoll zu schnauben.

Der Doktor hob die Reitpeitsche, um das erschrockene Thier zum Gehen zu bringen. In diesem Moment sah er einen bläulichen Lichtschein dicht am linken Auge des Pferdes schimmern, der indeß eben so rasch wieder verschwand. Das Thier bäumte, sprang ungeachtet des Brandungbrausens zur Seite in das strudelnde Wasser, kehrte um und rannte, wie sehr sich Elbing bemühte, es zu halten, in vollem Carriere zurück nach dem verlassenen Außendeiche. Erst im Angesichte des einsamen, stillen Hirtenhofes stand es von selbst still, schüttelte sich, als habe es eine schwere Last von sich zu werfen, hob und senkte den Kopf, und begann dann wiehernd ganz gemüthlich mit dem rechten Vorderhufe den Boden zu hauen, als wolle es den Bewohnern des Hofes seine Wiederkunft melden.

Elbing war über dies ihm zugestoßene Abenteuer verdrießlich und bestürzt zugleich. Er schämte sich, dem jungen Mädchen, für das sein Herz

schlug, vor die Augen zu treten, denn es blieb ihm ja nichts übrig, als ein offenes Bekenntniß abzulegen, und darin lag zugleich die Bestätigung seiner sehr unvollkommenen Meisterschaft im Reiten.

Während er noch mit sich zu Rathe ging, was er wohl thun solle, öffnete sich die Hofthür, da die Hunde bereits sehr laut geworden waren. Der Blick des Doktors fiel auf Anna, die angstvoll und schüchtern in die windige Nacht hinaus sah.

„O Sie sind es!" sprach das junge Mädchen, erleichtert aufathmend. „Gott Lob, daß Sie wieder da sind! Ich dachte mir wohl, daß Sie den Weg nicht finden würden. Kommen Sie, kommen Sie!" setzte sie schneller hinzu. „Hier zieht es, und erkälten darf ich mich nicht. Was sollte dann wohl aus der armen Taute werden?"

Dem Doktor blieb nichts übrig, als der Einladung des Mädchens zu folgen. Im traulich warmen Zimmer wieder angekommen, erzählte Elbing die Veranlassung zu seiner unfreiwillgen Rückkehr.

„Das ist offenbar der Deichspuk," sagte Anna schelmisch lächelnd. „Ich hab' es oft gehört, daß um diese Jahreszeit die Seelen der Ertrunkenen

in Gestalt blauer Flammen über den Watten schweben sollen, selbst begegnet aber ist mir noch keine. Wahrscheinlich sind Sie ein Sonntagskind, daß Ihnen die neckischen Geister so bald in den Weg kommen müssen."

„Oder ein geborener Geisterseher, wollen Sie sagen," ergänzte der Doktor. „Vielleicht hat mein Pferd, das wohl früher als ich den Tanz dieser Seelen, wie Sie meinen, bemerkt haben muß, mich angesteckt. Aber was fange ich nun an, mein Fräulein?"

„Macht Ihnen das so große Sorge?" entgegnete Anna. „Ei, Sie bleiben eben die Nacht hier. Oder meinen Sie, wir seien so ganz kulturlos, daß wir für einen lieben Freund nicht einmal ein Nachtlager aufschlagen könnten? Hier, mein lieber, ungläubiger Doktor, nehmen Sie Platz und geben hübsch Acht auf die schlummernde Kranke. Das steht einem Arzte ganz gut an. Ich treffe inzwischen Anstalt, Ihnen ein leidlich bequemes Nachtquartier zu bereiten."

Gern oder ungern, Elbing mußte sich in das Unabänderliche fügen. Daß es ihm schwer gefallen sei, möchte bezweifelt werden, wenigstens ließ er sich den von Anna aufgetragenen Abend-

imbiß trefflich schmecken, war sehr heiter und gesprächig, erzählte der Kranken, die nach erquickendem Schlafe gestärkt erwachte, allerhand Geschichten aus seiner Jugend und der Studentenzeit, und legte sich durch die Art seines Benehmens bei der alten Frau, wie man zu sagen pflegt, einen großen Stein ins Brett.

Mitternacht war längst vorüber, als Anna dem unfreiwilligen Gaste sein Schlafkabinet anwies. Das freundliche, mit sanftester Lippe gesprochene „gute Nacht“ des lieblichen Mädchens prägte sich dem für derartige Zurufe, wie es schien, sehr empfänglichen Gedächtniß des jungen Arztes so tief ein, daß es die ganze Nacht wie eine bezaubernde Melodie in seinen Träumen fortklang.

3.

Lange vor Tagesanbruch fand sich Elbing wieder im Wohnzimmer ein. Auch Anna war bereits am Bett der Tante beschäftigt und hatte für Frühstück gesorgt. Sie reichte dem Arzte heiter die Hand und fragte, wie er geschlafen habe. Elbing's Antwort enthielt eine Schmeichelei, aus der ein exegetischer Geist eine versteckte Liebeserklärung herauslesen konnte. Anna entfernte sich. Der Doktor gab der bereits Wiedergenesenen noch einige Verhaltungsmaßregeln und erklärte, nunmehr aufbrechen zu müssen.

„Ich kann Sie nicht halten," versetzte die Tante, „nur einen Augenblick wollen Sie noch verweilen. Ich möchte nicht, daß Sie abermals durch irgend einen Zufall von Ihrem etwas schüch-

ternen Pferde abhängig gemacht würden. Deshalb mag Sie meine Nichte und der träge Bursche, den wir gestern vermißten, begleiten. Ich weiß nicht, was dem wunderlichen Menschen in den Sinn gekommen sein mag, aber ich stehe nicht dafür, daß er, geht er allein mit Ihnen, nicht auf irgend eine Weise Ihnen einen Schabernack spielt."

Elbing hatte begreiflicherweise gegen diese Anordnung zwar nichts einzuwenden, doch konnte er auch durchaus keine Veranlassung entdecken, daß er sich durch irgend eine beleidigende Aeußerung die Abneigung des Burschen zugezogen habe.

Anna kam inzwischen, eingehüllt in einen schützenden Wettermantel, zurück und erklärte heiter, daß sie diesmal den Herrn Doktor sicher über das Watt geleiten werde.

„Ist es Ihnen gefällig," sprach sie, „so stehe ich zu Diensten. Der brummige Bursche, der sich gestern nicht sehen ließ, steht schon vor der Thür und trinkt sich satt an der scharfen Luft. Zur Strafe für sein Davonlaufen soll er erst nach unserer Rückkunft sein Frühstück erhalten."

So brach man denn auf. Der Sicherheit wegen und auch aus Höflichkeit gegen seine Be-

gleiterin führte Elbing das Pferd am Zügel. Der stämmige Hirt schritt voraus.

Elbing unterhielt sich lebhaft mit Anna und zeigte sich immer sehr besorgt, sobald sie auf dem etwas schlüpfrigen Pfade straucheln zu wollen schien. Die Luft war sommerlich warm, obwohl sie scharf über die weite Wasserfläche strich.

Man hatte das Watt etwa zur Hälfte überschritten, als das Pferd abermals unruhig zu werden begann. Gleichzeitig bemerkte Elbing ein glitzerndes Funkeln, als er zufällig die Reitpeitsche aufnahm.

„Da ist es wieder," rief er, „und zwar genau auf der Stelle, wo ich gestern umzukehren von dem eigenwilligen Thiere gezwungen ward."

Anna sah scharf hinaus auf's Meer. Das Watt senkte sich um ein paar Fuß. Als in diese unbedeutende Vertiefung der vorausschreitende Hirt hinabstieg, war es, als ob blaue Feuerflocken von ihm stäubten und sich an seine rauhe Seemannsjacke in Gestalt winziger Flämmchen ansetzten.

Das Roß bäumte sich und schnob so stark, daß Elbing es kaum zu halten vermochte. Indeß glückte es, mit dem geängsteten Thiere ebenfalls die kleine Vertiefung zu erreichen, aus welcher

der Hirt bereits wieder emporgestiegen war. Jetzt hatte Elbing einen eben so wunderbaren als reizenden Anblick. Anna Helming stand mitten in einer Wolke tanzender kleiner Flämmchen, von denen sich zahlreiche Funken gleich neckenden Elfengeistern in ihre langen braunen Locken festsetzten. Auch der Kopf des Pferdes und, wie er bald bemerkte, er selbst war von gleichem Feuer umfluthet.

„Mein Gott, Fräulein," rief er aus, „wie wunderbar hat der Himmel Sie verklärt! Die schönste Heilige war nie von einer herrlicheren Glorie umgeben."

Bei diesem Worte wandte der Bursche, der auf dem höheren Watttheile in völligem Dunkel stand, sich um, stieß einen lauten Schrei aus und lief, so viel ihn seine Füße tragen wollten, quer gegen die Küste.

„Was ist das?" sagte Elbing. „Hat der Mensch ein Unglück gehabt?"

„Sicherlich nicht," erwiederte Anna lächelnd, ihre flammenden Locken schüttelnd. „Der abergläubische Bursche wird erschrocken sein. Er fürchtet sich und darum läuft er fort. Die Sanct Elmsflammen, die uns umhüpfen und noch jetzt auf den Ohrenspitzen Ihres Pferdes gaukeln, machen

ihn bange. Sie wissen jetzt, warum Ihr schüchternes Thier gestern Abend nicht durch das Watt wollte. Bei warmem Südwinde im Herbst ist das Sanct Elmsfeuer eine an den Außendeichen gar nicht selten vorkommende Erscheinung. Haben Sie das nicht gewußt?"

„Ich erinnere mich, früher davon gehört zu haben," versetzte Elbing, „selbst beobachtet habe ich diese merkwürdige Naturerscheinung erst heute. Ich werde ihrer von jetzt an stets eingedenk bleiben und sie lieben, da sie mir das Glück verschafft hat, einen Engel verklärt von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

Elbing hatte während dieser Worte Anna's Hand erfaßt. War es nun der unsichere Schritt auf dem feuchten Watt, der ihn nöthigte, das Mädchen fest an sich zu ziehen, oder wollte es die Gunst des Zufalls: der Doktor strauchelte unmerklich, umarmte Anna Helming und berührte dabei innig und lange die Lippen der Schönen. Ein starkes Husten, das sich in der Nähe hören ließ, machte dieser stummen Begegnung zweier verwandten Seelen ein Ende. Der junge Hirt stand wieder auf dem Watt; er zog den Mund zu einem breiten Lächeln und meinte, da es nun anfange,

Tag zu werden, könne der Doktor den Weg wohl allein finden, er halte dafür, daß es gut sein werde, wenn er das Fräulein, die eben den schützenden Regenmantel im Winde verloren habe, heimbegleite, sonst könne sich das junge Blut doch am Ende noch erkälten.

Anna erwiderte auf diese spöttische Bemerkung nichts, auch Elbing schwieg. Nur die Blicke Beider begegneten sich noch einmal, und den warmen Druck seiner Hand fühlte der Arzt von Anna innig erwiedert.

So schieden sie, das junge Mädchen dem pfeifenden Burschen folgend, Elbing auf dem Rücken seines jetzt gemüthlich forttrabenden Pferdes über die Deichwege gedankenvoll heimwärts reitend. —

Einige Tage später sandte der Doktor einen Boten nach den Außendeichen, um zu erfahren, wie seine Patientin sich befinde. Zugleich gab er demselben ein sehr zierlich geschriebenes, parfümirtes Billet an Anna mit. Die darin enthaltene Frage fand eine freundlich bejahende Antwort. Anna Helming theilte die Ansicht des Arztes, daß es sich besser auf dem Festlande, als in den ewig von grauen Fluthen umspülten Außendeichen leben

lasse, und war bereit, dem so geschickten Manne ihre Hand zu reichen.

Als Elbing dem Ueberbringer dieses glückverheißenden Schreibens ein Douceur in der Freude seines Herzens reichte, sah ihn dieser pfiffig lächelnd an und fragte, ob er es nicht recht gemacht habe, daß er vor den blauen Flammen auf und davon gelaufen sei? Elbing verdoppelte das Douceur und erklärte den Hirten für den bravsten Burschen, der je über die Watten gepilgert.

An demselben Tage besuchte der Hofbesitzer seinen Freund wieder einmal, um sich etwas aus der Welt von ihm erzählen zu lassen.

„Alle Wetter!“ rief Silmens aus, als er Elbings ansichtig ward. „Was ist denn mit Dir vorgegangen? Hast Du's große Loos gewonnen?“

„Getroffen!“ erwiderte der Doktor. „Und willst Du wissen, wo? Dort, hinter dem Kronprinzenkooge, auf den Außendeichen. In meinem Leben hätte ich solch ein Kapital zu erobern mir nicht zugetraut.“

„Und ist's auch sicher?“

„Sicher wie Gold. Da lies.“

Silmens durchflog Anna's Brief. „Nun, so gratulire ich von Herzen,“ sprach er, das liebe-

athmende Billet seinem Eigenthümer zurückgebend. „Jetzt sieht man doch, wozu es gut ist, wenn Leute krank werden.“

Acht Tage später war der Hof auf den Außendeichen mit vielen bunten Flaggen verziert. Anna Helming feierte ihre Verlobung mit dem jungen Arzte, und als die Christbäume angezündet wurden, wandelten die durch das Sanct Elmsfeuer Verbundenen bereits als junges, glückliches Paar von Hof zu Hof; denn Elbing mußte aller Welt zeigen, daß seine Frau jung, sehr hübsch und brünett sei, obwohl er sie sich von den Außendeichen geholt, wo schöne Frauen zu den Naturmerkwürdigkeiten gehören sollen.

VI.

Die Kringelhöcht.

Ein Bild aus Lübeck's Volksleben.

Um den gewaltigen Ziegelbau der Domkirche von Lübeck — beiläufig der sagenreichste Punkt der ganzen Stadt — legt sich ein Häuserknäuel von äußerst gefährlichem Aussehen. Schön kann man die lübecker Bauart überhaupt nicht nennen, malerisch aber ist sie; indeß würde die Stadt selbst doch schwerlich viel verlieren, wenn manche Quartiere ganz und gar umgebaut würden. Eine wahre partie honteuse möchte nun vorzugsweise der Stadttheil sein, welcher vom Dome abwärts nach der Obertrave bis zur Dankwärtsgrube sich hinzieht und das Quartier der Effen- und Hartengrube (Herzensgrube) mit ihren Dwasstraßen (Querstraßen) Höfen und Gängen umfaßt. Vom Walle aus kann einem angst und bange werden



vor diesem krumm und schief über und an einander hockenden Häusergerümpel. Man darf jedoch nicht glauben, daß, weil dieser Stadttheil so baufällig und dürftig aussieht, die Bewohner desselben kaum das liebe tägliche Brod sich erwürben. Im Gegentheil! Die meisten Besitzer dieser invalidgewordenen Häuser sind wohlhabende Leute, sind Stadt und Staat unentbehrlich und bilden ein eigenthümliches Ferment in der Bevölkerung Lübecks. Es ist das Quartier der Stecknitzfahrer, in das ich den Leser führe, ein derber Volksschlag mit gesundem, freilich nur wenig geschliffenem Humor.

Diese Stecknitzfahrer, wohl auch Schiffer auf der Obertrave genannt, vermitteln den Verkehr zu Wasser zwischen den Anwohnern der Trave bis zur Elbe bei Lauenburg auf dem beide Flüsse verbindenden Stecknitzkanale. Vor Eröffnung der Eisenbahn nach Büchen war der Verkehr auf dieser Wasserstraße sehr bedeutend, gegenwärtig hört man über Abnahme desselben klagen und begreiflicherweise auch bisweilen auf die Eisenbahn schimpfen. Außer ihrer Beschäftigung als Schiffer sind die Stecknitzfahrer auch Holzhändler. Sie liefern wohl zum größten Theile der Metropole

des Travenlandes aus den Eichen- und Buchenwäldern Lauenburgs das Brennmaterial. Längs ihrer Wohnungen am Quai der Obertrave von der Dankwärtsbrücke aufwärts nach der Wipperbrücke steht das kostbarste Buchenholz in ungeheuern Stößen aufgeschichtet, und da die Preise für gutes Brennholz hier ziemlich hoch sind, mag der Handel mit diesem unentbehrlichen Material einträglich genug sein.

Die Schiffer auf der Stecknitz bildeten früher ein geschlossenes Amt, was gegenwärtig, wenn ich nicht irre, sich geändert hat. Noch heutigen Tages sind die meisten Innungen in Lübeck geschlossene Aemter, woher es kommt, daß die einzelnen Mitglieder derselben sich in der Regel sehr wohl befinden, das Publikum dagegen, das denn doch ihrer bedarf, weniger Gutes davon zu sagen weiß. Gleichviel nun, ob die Zahl der Stecknitzfahrer sich beliebig vermehren darf oder nicht, ob das Amt dadurch gewonnen oder verloren, dem Zeitgeiste Etwas zum Opfer gebracht haben mag oder nicht: Eins ist diesen originellen Bootführern bis auf diese Stunde geblieben, ich meine ihr alle Jahre einmal wiederkehrendes Fest, das fast für national gelten kann, die sogenannte Kringelhöcht.



Das Fest muß uralt sein. Wie es entstanden ist und weshalb es stets im Januar (gewöhnlich am 20sten) gefeiert wird, kann ich nicht angeben. Eben so wenig ist mit Bestimmtheit zu erfahren, woher der wunderliche Name stammt, der sich jedoch erklären läßt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß auf einem derartigen Schifferfeste das Maßhalten im Genießen, in Lust und Freude gerade nicht zu den hervorragenden Merkmalen desselben gehört; eher ließe sich behaupten, das Gegentheil sei wenigstens Brauch. In früheren Jahren soll die Kringelhöcht sieben bis acht Tage gedauert haben, was nur solche unverwüstliche Constitutionen, wie sich deren dies Schiffervolk erfreut, aushalten können. Seit einigen Jahren beschränkt sich das wunderliche Fest auf die Dauer von höchstens vier und zwanzig Stunden. Es gehört aber eine tüchtige Gesundheit dazu, will ein nicht daran Gewöhnter auch nur diese Frist ganz dabei aushalten.

Zur Zeit der Kringelhöcht wimmelt das Quartier der Stecknitzfahrer von Menschen aus allen Ständen. Mittelpunkt des Festes ist das Stecknitzfahrer-Amthaus in der Hartengrube. Wer da kommt, ist gern gesehen, ist willkommener Gast,

muß sich aber auch ohne Widerrede den hier üblichen Gebräuchen fügen. Und wahrlich, das ist kein leichtes Stück Arbeit, wenn auch der Geist noch so willig sein mag! Von Anbeginn des Festes, das etwa Abends sechs Uhr seinen Anfang nimmt, bis lange nach Mitternacht kreisen hier ununterbrochen riesige Pokale, gefüllt mit Eierbier, mit heißem, steifen Grog. Diesen unzählige Male wiederkehrenden Begrüßungstrunk abzuweisen, würde die größte Beleidigung der gastfreien Schiffer sein und jedenfalls zu schleuniger Entfernung eines so Unbescheidenen aus den fröhlichen Hallen des Amthauses führen.

Wie es in dieser Fest- und Freudenhalle zugeht, das zu beschreiben ist nicht gut möglich, es müßte denn Einer die Gabe besitzen, mit einfachem Kiel Gemälde à la Höllenbreughel hinwerfen zu können. Man denke sich ein von Menschen stets überfülltes Zimmer mit einem Ofen, der zur Hälfte roth glüht und dessen Gluth durch ununterbrochen nachgeschobene Holzkloben fortwährend erhalten wird. Die Gastgeber zum Theil in Hemdärmeln, nur beschäftigt, die stets kreisenden Pokale mit dem glühheißen Getränk immer von Neuem zu füllen. Dazu Gelächter, Gesang, Lärm



und ein Raketenfeuer derber Witze in plattdeutscher Mundart. In der Mitte des drängenden, singenden, lachenden, trinkenden, rauchenden Publikums — denn Cigarren und Pfeifen gehen dem männlichen Personal niemals aus — ein Kreisel Tanzender, die Schönen des erwähnten Quartiers gewaltig aufgeputzt. Die Musiker, welche sich bei dieser Gelegenheit nicht sonderlich angelegen sein lassen, Jünger Apollo's zu heißen, arbeiten tüchtig im Takte, sind aber nur düster aus dem Nebel des Tabakqualmes auf ihrem Orchester zu erkennen.

Nach Mitternacht, bis zu welcher Zeit sich wie gesagt der Kern des Festes im Amthause concentrirt, beginnt erst die eigentliche Lust und die originelle Seite der Kringelhöcht. Um diese Zeit breitet sich nämlich das Fest über das ganze Quartier aus; jedes Haus wird zum Gasthause und Jeder, sei er fremd oder heimisch, gehe er im Frack oder im selbstgemachten Leinwandkittel, ist gern gesehen, wo er auch eintritt. Bei den Wohlhabenderen findet man vortrefflich eingerichtete Tafeln, an denen man sich's wohl sein lassen und genießen kann, so viel man will. Hauptlabsal bei diesen nächtlichen Rundvisiten sind Kaffee

und Kuchen; doch wird auch in vielen Häusern ein „Rund Grön“*) getrunken, dann sehr fettes Fleisch mit üblicher Zuthat massenhaft verzehrt. Gewöhnlich begleiten eine oder ein paar Musikbanden die schwärmenden Gäste von Haus zu Haus, so daß die Visiten bis nahe am Morgen währen. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß ausdauernde Schwärmer von Mitternacht bis früh sechs Uhr an zwanzig und mehr Tassen Kaffee trinken.

Bei diesen Kaffeevisiten, wo Niemand nach Stand und Namen gefragt wird, wohl aber es Jeder sich gefallen lassen muß, daß ihn die lustigen Gastgeber dutzen, gibt es in großen und kleinen Häusern trefflichen Kuchen, der jetzt, wie mir versichert wird, die früher üblichen Bretzeln (Kringel) ersetzt. Wahrscheinlich hat das Fest von diesen Kringeln, die in Menge und unter größter Ausgelassenheit verzehrt wurden, seinen Namen. Denn „Höcht“ bedeutet im Plattdeutschen nichts als große Freude, großen Jubel. Doch ist es

*) Ein beliebter grüner Branntwein von sehr scharfem Geschmack. „Ein Rund“ nennt man in der Runde trinken.



auch möglich, daß das Wort anders abgeleitet werden muß.

Die wandelnden Gäste, von denen Mancher sich in der Kunst der Equilibristen mit anerkennenswerther Ausdauer übt, betreten meistentheils jubelnd das Haus, nehmen ungenirt Platz, stimmen ein beliebiges (gewöhnlich plattdeutsches) Lied an, in das die Hausbewohner mit einfallen, langen tüchtig zu und machen sich dann wieder auf den Weg, um anderwärts genau eben so zu verfahren. Wenn Gastfreundschaft eine sehr löbliche Gewohnheit ist, so erfordert es selbstverständlich die Billigkeit, daß der überall freundlich Begrüßte auch nicht unbescheiden, nicht unersättlich sei. Dem Genusse innerhalb der Häuser setzt kein Wirth irgend eine Grenze; will sich aber, was doch zuweilen vorkommt, Jemand erlauben, von den aufgetragenen Gottesgaben auch noch etwas für den nächsten Tag in seine Taschen zu praktiziren, so wird der Stecknitzfahrer eklig. Ein solches Umschlagen der Gastfreundschaft in gegründeten Aerger endigt unter Lachen und Jauchzen aller Anwesenden damit, daß der ertappte Verbrecher mit großer Seelenruhe, aber auch ohne Gnade und Barmherzigkeit, wie man hier zu sagen pflegt,

„an die Luft gesetzt wird.“ Mich will bedünken, diese milde Gerechtigkeitspflege sei äußerst praktisch, da in dubio immer angenommen werden darf, daß ein solcher Frevler der Abkühlung sehr bedürfe und diese aus erster Hand am besten am windigen Ufer der Trave zu haben ist. Sollte er sich dabei eine kleine Erkältung zuziehen, so hat er dieß mit sich und seinem Verstoß gegen den guten Ton abzumachen.

Um der Kringelhöcht mehr Relief zu geben, vielleicht auch um Gelegenheit zur Verlängerung des eigenthümlichen Festes wenigstens innerhalb des Amtes selbst zu haben, pflegt man etwaige frohe Familienbegebenheiten, wie Verlobungen und Hochzeiten zwischen Söhnen und Töchtern von Stecknitzfahrern auf diese Zeit zu verlegen. Im Fall derartiger Feierlichkeiten dauert das Fest unter den Mitgliedern dieser Schiffergilde mehrere Tage.

Daß bei so allgemeiner Lust, die man sogar nicht ungern in erlaubte Tollheit ausarten sieht, mancher Schabernack verübt wird, läßt sich denken. Da, wie schon bemerkt, jedes Haus innerhalb des Quartiers der Stecknitzfahrer zur Zeit des genannten Festes ein Gasthaus ist oder doch sein soll, so verlangt das Publikum für die Dauer der

Nacht das Offenhalten sämmtlicher Hausthüren. Diesem Verlangen fügt sich natürlich jeder Hausbesitzer. Starre Weigerung würde nur zur Folge haben, daß eine Schaar illuminirter Tollköpfe sich das Vergnügen machte, die verschlossene Thür zu öffnen und im ganzen Hause das Unterste zu Oberst zu kehren. Ohnehin geschieht dies ziemlich regelmäßig bei jeder Kringelhöcht und zwar immer dann, wenn einige Nachtschwärmer genau wissen, daß irgendwo in einem Hause die Bewohner desselben entweder nicht Theil nehmen an der allgemeinen Freude, oder daß sie des lauten Lärmens und Tobens frühzeitig überdrüssig werden und bei Zeiten die Ruhe suchen. Solche Exclusive läßt man sicherlich nicht ruhig schlafen, wenigstens pflegt man sie originell genug zu strafen.

Die Bauart altlübischer Häuser ist eben so eigenthümlich als unzweckmäßig, begünstigt aber gerade durch die letztere Eigenschaft das Wirthschaften Fremder in solchen Räumlichkeiten, ohne daß die Bewohner derselben in anderer Weise als durch Geräusch gestört zu werden brauchen. Mit dem ausgezackten Giebel der Straße zugekehrt, mündet die in der Mitte der Giebelwand befindliche Hausthür auf die sogenannte Diele, einen ge-

wöhnlich mit Fliesen gepflasterten weiten, hohen, oft auch sehr wüsten Raum, der die ganze Tiefe des Vorderhauses einnimmt und nur hüben und drüben, oft sogar blos auf einer Seite für ein nicht immer sehr großes Wohnzimmer Raum läßt. Höchstens befinden sich zwei Zimmer im Unterhause. Nebst diesen gibt es eine trotz ihrer sehr vielen und hohen Fenster doch gewöhnlich bedeutend dunkle Küche ebenfalls auf der Diele. Die Schlafzimmer sind entweder im Hinterflügel oder eine halbe, eine ganze, vielleicht auch anderthalb Stiegen hoch belegen. Vorzimmer, Vorsäle, Corridore und wie man sonst in wohnlich eingerichteten Häusern anderer Städte die verschließbaren Räume nennt, welche zu einer zusammenhängenden Reihe von Zimmern führen, kennt ein ächt lübisches Haus nicht. Um, wie der eingefleischte Lübecker sagt, in seinen vier Pfählen sich „gemüthlich" zu fühlen, scheint Alles recht unbequem, recht zerstückelt sein zu müssen, auch ist es nöthig, daß wo möglich Wohnzimmer, Comtoir und Schlafgemach noch ein besonderes auf die Diele gekehrtes Guckloch habe.

Betreten nun lustige Gesellen in der Nacht der Kringelhöcht ein Haus, dessen Bewohner ihre

gewohnte nächtliche Ruhe der ungewohnten Bewirthung Fremder, vielleicht sogar völlig Unbekannter vorgezogen haben, so gehen die Gefoppten nicht etwa fort, nein, sie richten sich, so gut es gehen will, recht gemüthlich in dem ungastlichen Hause ein. Ohne zu fragen, ob der Hausherr zürnen, die Hausfrau am andern Morgen die Hände ringen werde, schleppen die Nachtschwärmer aus Küche, Keller und Speisegewölbe zusammen, was sich daselbst auftreiben läßt, und nicht etwa leise, sondern im Gegentheil so geräuschvoll wie möglich. Einer hackt Holz, ein Anderer zündet Feuer an; Der holt Kartoffeln, Jener schält Rüben; kurz man benimmt sich, als sei man im eigenen Hause. Es wird gekocht, gebraten, gesotten und, wohl gemerkt, dabei gesungen. Töpfe, Schüsseln und Casserole werden gebraucht und ist das „lecker bereitete Mahl" fertig, so läßt man sich's schmecken, vorausgesetzt, daß eine so in der Geschwindigkeit von Unerfahrenen zubereitete Mahlzeit wirklich schmackhaft geworden ist. Nach beendetem Schmause wird das Geschirr oberflächlich gereinigt, Alles wieder an seinen Ort gestellt und die Nachtschwärmer ziehen lachend und johlend davon.

Nie endigt das Fest der Stecknitzfahrer vor

dem Grauen des neuen Tages, gewöhnlich folgt am nächsten Vormittag noch ein Frühstück, an dem sich ebenfalls betheiligen kann, wer da will. Die originelle Schwärmerei und Schwelgerei jedoch beschränkt sich auf die Dauer einer Nacht.

Der deutsche Norden hat keinen Carneval, keine Maskenzüge, selbst die in geschlossenen Räumen abgehaltenen Maskenbälle wollen nicht recht gerathen. Unser Blut circulirt nicht lebhaft genug, um uns der Freude aus keinem andern Grunde als der Freude wegen ganz und gar hingeben zu können. Wir sind selten witzig, wir verstehen oft nicht einmal Scherz, höchstens bringen wir's zu einem Spaße, der noch dazu nicht selten derb genug geräth. Bei so großem Mangel an freier geistiger Beweglichkeit muß man sich in der That wundern, wie es möglich ist, daß ein in seiner Art so originelles Volksfest entstehen und sich bis in die neueste Zeit erhalten konnte, noch dazu in einer Stadt, wo die ernsthafte Ehrbarkeit eben so maßgebend für den Ruf eines wohlerzogenen Menschenkindes zu sein pflegt, wie die Zahlungsfähigkeit desselben.

In demselben Verlage sind ferner erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes vorräthig:

Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler. Auf feinstem Velinpapier. Eleg. brosch. 2 Thlr. 15 Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt und Goldpressung 3 Thlr.

Bölte, Amely, **Männer und Frauen.** Novellen. 2 Bde. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Eroberung, die, Livlands unter Peter dem Großen. Historischer Roman. 4 Bände. 8. 1852. brosch. Preis 3 Thlr.

Frauenstädt, Dr. J. **Aesthetische Fragen.** 8. brosch. Preis 1 Thlr.

Freiligrath, Ferd. **Dichtung und Dichter.** Eine Anthologie. Auf feinstem Velinpapier eleg. brosch. 2 Thlr. 15 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt und Goldpressung 3 Thlr.

Kapper, Siegfried. **Falk.** Eine Erzählung. 8. brosch. 1 Thlr. Miniatur-Ausgabe auf Velinpapier 1 Thlr. 15 Sgr.

Lacroix, E. **Album poétique.** Recueil de poésies françaises des auteurs modernes. Suivi de quelques notices biographiques. 25 Bogen 8. in elegantestem Einbande. Preis 1½ Thlr.

Lecerf, Emilie, geb. B. **Poetische Kränze.** Auf feinstem Velinpapier eleg. brosch. 24 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr.

Pröhle, Heinrich. **Walddrossel.** Ein Lebensbild. 19 Bogen. eleg. brosch. 1½ Thlr.

Prutz, Robert. **Die Schwägerin.** Novelle. 23 Bog. Eleg. brosch. 1½ Thlr.

Tennyson, Alfred. **Gedichte.** Uebersetzt von W. Hertzberg. Eleg. brosch. 1 Thlr. 6 Sgr. Eleg. geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Vincke, Gisbert, Freiherr. **Rose und Distel.** Poesien aus England und Schottland. Auf feinstem Velinpapier eleg. brosch. 24 Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Waldleben in Amerika. Nach J. T. Headley's „Adirondack, or life in the wood's" frei bearbeitet. 8. 1854. brosch. Preis 1 Thlr.

Wolfsohn, Dr. Wilh., **Erzählungen aus Rußland.** 2 Bde. 1851. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Wolfsohn, Dr. Wilhelm. **Neues Laienbrevier.** Aus deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart. Zweite vermehrte Ausgabe. Eleg. cart. 22½ Sgr.



